

PATRICK
HAMANN



DIE

NACHT DER
KRIEGER
FUNKENFLUG

LESEPROBE

ROMAN



MIDNIGHT



Der Autor

Patrick Hamann, geboren im Jahre 1996, entdeckte früh die Liebe zum Lesen, besonders zu den fantastischen Geschichten. Die ersten eigenen Schreibversuche waren nicht unbedingt von Erfolg gekrönt - erst nach der Schulzeit, als Pendler zu etlichen Stunden im Zug gezwungen, kehrte der Schreibhunger zurück.

Seitdem bringt er in jeder freien Minute Zeile um Zeile zu Papier, um düstere und vor allem fantastische Erzählungen in den Köpfen der Leser zum Leben zu erwecken.

Das Buch

Aufgrund niederträchtiger Vorwürfe soll der junge Lennox am Galgen sterben, aber er kann entkommen. Gemeinsam mit der Tänzerin Nea, selber Opfer von Ungerechtigkeit, flieht er mit einer gestohlenen Kutsche aus der Stadt Ragtoras. Doch sie wissen nicht, welches Unheil sie damit entfesseln, und ihre Welt, wie sie sie kennen, stürzt ins Chaos. Lennox und Nea lernen auf ihrer Reise alte Länder und neue Magie kennen und müssen sich gegen Dämonen und Gestaltenwandler, Vampire und dunkle Mächte wehren. Können die beiden das Gleichgewicht einer fantastischen und wahnsinnig gewordenen Welt wieder herstellen?

Patrick Hamann

Die Nacht der Krähe -
Funkenflug

Roman

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight.
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Juli 2015 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015

Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-041-2

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Widergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Tanz mit dem Tod

Sanft flüsterte der Wind seine Worte. Er sang eine leise Melodie, die von Leid und Trauer sprach. Die Wipfel der höchsten Bäume schwankten im Takt dazu. Das Licht der langsam sinkenden Sonne flutete die Dächer der Häuser wie der Ausläufer eines feurig roten Meeres. Die strahlenden Fluten fielen über das Land herein, spülten die Finsternis hinfort. Doch schon bald würde der gewaltige Feuerball hinter dem Horizont versinken und alle Helligkeit mit sich in die Tiefe reißen. Die letzten Minuten des Abends brachen an, bevor die Nacht alles Leben in sich verschlang.

Die längsten Tage waren bereits vorüber. Es war der Spätsommer, der seinen feurigen Atem über das Land hauchte. Von der sengenden Hitze der vergangenen Tage und Wochen war nichts mehr zu spüren. Im Gegenteil. Die kühle Brise, die über das Land fegte, deutete im Ansatz den kommenden Herbst an.

Zappelnd hing eine Gestalt am straffen Strick. Mit den Füßen trat sie vergeblich ins Leere, bevor die Bewegungen erlahmten. Im roten Licht der schräg einfallenden Sonne war es nicht mehr als eine Silhouette, die dort einen wilden Tanz aufzuführen schien. Doch schließlich hauchte sie ihr Leben aus und hing still. Der Galgen hatte ein weiteres Menschenleben gefordert.

Ein Mann marschierte mit großen Schritten auf die hölzerne Plattform, die sich wie eine große Bühne vom Marktplatz abhob. Behäbig ließ er seinen Blick über die Köpfe der zahlreichen Menschen schweifen, die am Fuße dieser Plattform standen und nach Blut lechzten. Öffent-

liche Hinrichtungen trafen den Geschmack der Bevölkerung. Man wollte die Verurteilten am Galgen hängen sehen. Sie sollten büßen für ihre Verbrechen und im Wind schaukeln, bis alles Leben aus ihnen gewichen war.

Der Mann rückte seinen Umhang zurecht, wobei sehr deutlich wurde, dass er dreckige, fette Arme hatte. Dann hob er eine Pergamentrolle vor seine Nase und holte tief Luft. »Vergewaltigung wirft man diesem Mann vor«, rief er mit gesenkter Stimme über den Platz. »Das schlimmste Verbrechen, für das es nur eine gerechte Strafe gibt.« Abwartend ließ er seinen Blick erneut über den Platz schweifen. Nach dieser kleinen Kunstpause fuhr er fort: »Für diese Tat erwartet ihn nichts Geringeres als der Galgen!«

Jubelschreie brandeten in der Menge auf. Sie rissen ihre geballten Fäuste in die Höhe, schrien ihre Wut heraus.

Der Angeklagte wurde auf die Tribüne geführt. Sein Oberkörper war nackt. Die Hände hatte man ihm hinter dem Rücken zusammengebunden, sodass er nicht in der Lage war, Widerstand zu leisten. Blankes Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben. Getrocknete Tränen waren auf seinen Wangen zu erkennen. Doch die Männer, die ihn links und rechts flankierten, umklammerten seine Arme mit eisernem Griff. Er konnte nicht mehr fliehen. Sein Schicksal war besiegelt. Der Richter verlas den Namen des Mannes, schilderte noch einmal den Grund für diese Bestrafung. Außerdem stellte er die obligatorische Frage an das Volk, ob man es für nötig befand, Gnade walten zu lassen. Doch niemand rettete dem Mann das Leben. Wie eine Schar blutgieriger Wildkatzen

starrten sie hinauf auf die Tribüne und warteten darauf, dass das grausame Schicksal seinen Lauf nahm.

Widerstandslos ließ sich der Mann bis zu dem hölzernen Schemel führen, über dem ein langer Strick baumelte. Die schwarz gekleideten Männer, die ihn auch zur Tribüne geführt hatten, halfen ihm hinauf. Schließlich stand er aufrecht. Die unbändige Angst spiegelte sich in seinem Gesicht wider.

Der Henker befand sich hinter ihm. Er marschierte auf einer Plattform entlang, die etwas höher als der hölzerne Schemel lag. Bequem konnte die vermummte Gestalt von dort den Strick um den Hals des Mannes legen. Doch der Henker ließ sich Zeit, ließ die Schlaufe vor den Augen des Verurteilten tanzen.

»Sieh deinem Tod in die Augen«, schien er damit sagen zu wollen. Und das Entsetzen im Antlitz des Verurteilten kippte in unglaubliche Angst. Er riss seine Augen weit auf. Der Henker nickte zufrieden. Sein Gesicht war unter der schwarzen Kapuze nicht zu sehen, doch Lennox konnte sich gut vorstellen, dass er in diesem Moment böse grinste.

Die Schlaufe legte sich um den Hals des Verurteilten. Mit einem Ruck zog der Henker den Strick fest, sodass es kein Entkommen mehr gab. Dann trat er zurück und betrachtete sein Werk zufrieden. Pfiffe erklangen aus der Menschenmenge. Es wurde ein Stein geworfen, der gegen den Brustkorb des Verurteilten prallte. Keuchend blieb er standhaft, doch in seinen Augen konnte Lennox wütenden Glanz erkennen. Jener Glanz, welcher in höchster Verzweiflung aufblitzte, wenn ein Mann keinen Ausweg mehr sah.

Der Henker brachte die wenigen Stufen hinter sich und schlenderte bedächtigen Schrittes bis zum Schemel, auf dem der Mann stand. Die Lippen des Mannes bewegten sich. Anscheinend sagte er etwas, flehte um Gnade. Doch der Henker lachte lauthals. Er rieb sich seine handschuhten Hände. Dann trat er noch einen Schritt näher, holte aus. Sein Fuß trat dem Verurteilten den Hocker unter den Beinen weg. Ruckartig zog sich der Strick fest. Augenblicklich hing der Mann mit zappelnden Beinen in der Luft. Seine Augen weiteten sich panisch und seinen Mund riss er zu einem lautlosen Schrei auf.

Die Menge tobte. Sie bekamen, was sie verlangt hatten. Der Mann starb nicht sofort. Er strampelte vergeblich mit den Beinen. Sein Körper zuckte von links nach rechts, wie ein sich windender Fisch, der am Haken einer Angel hing. Sein Todeskampf dauerte an. Langsam verfärbte sich die Haut am Hals, um den die Schlaufe lag, dunkelblau. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann würde er qualvoll ersticken.

Lennox schloss die Augen. Er konnte das Bild nicht mehr ertragen. Der Anblick des leidenden Menschen erschütterte ihn zutiefst. Doch in seinem Kopf blieb die Szene. Flehend starrten ihn die Augen des Fremden an.

»*Hilf mir!*« Tonlos formten seine Lippen diese Worte. Doch Lennox konnte ihm nicht helfen. Er war nur eine reglose Schachfigur in diesem Spiel.

Als er die Augen wieder öffnete, hing der Verurteilte reglos neben den anderen Männern. Eine gerade Reihe bildeten sie, und ihre toten Augen starrten ins Leere. Synchron zueinander schwangen sie sanft in einer aufkommenden Brise. Der Anblick war beinahe ästhetisch.

Schauernd musterte Lennox den letzten Strick, der nun noch unbesetzt am Galgen hing. Ein Menschenopfer würde dieser Abend noch fordern. Die Menschenmenge sollte in ihrem Verlangen nach Grausamkeit befriedigt werden.

Zwei kräftige Männer näherten sich Lennox. Von hinten versetzte man ihm einen unsanften Stoß in den Rücken. Ungeschickt stolperte er vorwärts. Glücklicherweise verlor er nicht das Gleichgewicht, denn einen Fall hätte er nicht abfangen können. Noch waren die Hände hinter seinem Rücken gefesselt. Doch schon seit einer geraumen Weile schob und zerrte er an den Fesseln. Die Handgelenke waren bereits wund gerieben. Heiß spürte er das Blut auf seiner Haut. Doch er wusste, dass es Hoffnung gab. Wenn er nur noch einige Herzschräge Zeit bekam, in denen er zerren und reißen konnte. In diesem Augenblick allerdings waren alle Augen auf ihn gerichtet. Er durfte es nicht riskieren, sich zu auffällig zu verhalten.

Widerstrebend ließ er sich von den kräftigen Männern in Empfang nehmen. Mit starken Händen umklammernten sie plötzlich seine Arme und stießen ihn vor sich her. Während er langsam die Treppe erklimmte, die zur Tribüne hinaufführte, rüttelte er wieder an seinen Fesseln.

»Des Diebstahls bezichtigt man ihn«, hallte die laute Stimme über den Platz. »Und auch dafür kennt unser Rechtssystem keine Gnade!«

Lennox wollte lauthals lachen, doch er brachte nur ein ersticktes Keuchen zustande. Der Galgen als Bestrafung für einen einfachen Diebstahl war absurd. Vergewaltiger konnten gehängt werden, Mörder und Verräter. Aber ein Dieb?

Doch er konnte sich nicht mehr gegen sein Schicksal auflehnen. Lange genug war er der Oberschicht ein Dorn im Auge gewesen, als dass man ihn nun verschonte. Die Straftat, die man ihm vorwarf, hatte er tatsächlich begangen. Es war ihm keine andere Möglichkeit geblieben. Sein blinder Bruder litt zu Hause Hunger. Das Geld, das Lennox für seine Tätigkeit in der städtischen Armee ausbezahlt bekam, reichte nicht für zwei Personen. Und es gab sonst niemanden, der sich um seinen Bruder kümmern konnte.

»Gerade 22 Winter hat er erlebt, doch schon hat er den Zorn der Bevölkerung auf sich gezogen«, fuhr der rundliche Mann mit ausgebreiteten Armen fort. Wild gestikuliert er über den Köpfen der zahlreichen Menschen, die gebannt zu ihm hinaufstarrten. »Soll er in der Hölle schmoren, bevor sich ihm die Gelegenheit zu schlimmeren Taten bietet!«

Der Richter verstand sich darin, das Volk aufzuhetzen. Wüste Beschimpfungen wurden über den Platz gerufen. Sie wünschten ihm Leid und einen qualvollen Tod. *Für die Gerechtigkeit.* Verbittert ließ Lennox seinen Kopf sinken. Sein Weg führte ihn vorbei an den Verbrechern, die bereits gestorben waren. Mit hängenden Köpfen und aus leeren Augen starrten sie zu ihm hinab, als wären sie furchteinflößende Vogelscheuchen. Dann erreichte Lennox den hölzernen Schemel. Mit harschen Worten befahl man ihm, hinaufzuklettern. Er folgte dem Befehl, ohne Widerstand zu leisten. Zögernd ließ er seinen Blick über die Menschenmenge schweifen, während er sich aufrichtete. Zornige Männer starrten hinauf zu ihm, ebenso wie Frauen mit eisernen Mienen und Kinder, die nichts anderes als gute Unterhaltung von ihm erwarteten. Je

länger er zappelte und schrie, desto fröhlicher konnten sie sich zur Ruhe betten.

Sein halblanges, schwarzes Haar wurde ihm von einer plötzlichen Windböe ins Gesicht gepeitscht. Für einen Moment gab er vor, zu straucheln. Er musste Zeit schinden. Nur wenige Atemzüge. Während der Wind an seinen Haaren zerrte, rieb er seine Handgelenke aneinander. Immer hektischer wurden seine Bewegungen. Er spürte, dass sich einzelne Fäden lösten. Wenn man ihn jetzt nicht bemerkte, hatte er eine Chance.

Der Sturm ebte ab. Ein Sprechchor hallte über den Platz. »Hängt den Bastard!«, riefen sie.

Hinter sich hörte Lennox den rasselnden Atem des Henkers. Plötzlich baumelte die Schlaufe des Stricks direkt vor seinen Augen.

»Irgendwelche letzten Worte, du elender Hurensohn?«, erklang die düstere Stimme unter der Kapuze des verummten, muskulösen Mannes.

In diesem Moment löste sich die Fessel von Lennox' linkem Handgelenk. Sein Arm war frei. Im letzten Moment konnte er einen Freudenschrei unterdrücken. Doch noch hatte er nichts gewonnen. Er durfte nun nicht mehr zögern.

»Bring es zu Ende!« Schwach und dünn drang die Stimme an sein Ohr, sodass er im ersten Moment glaubte, sich verhört zu haben. Doch dann regte sich der Henker. Verwundert sah er sich um. Auch Lennox drehte den Kopf zur Seite.

Der Mann, der neben ihm hing, lächelte. Ein Tropfen roten Blutes sickerte aus seinem geöffneten Mund, rann über das Kinn und fiel dann zu Boden. Seine Lippen bewegten sich, ohne dass er noch ein Wort sagte.

Während der Henker noch mit seiner Verwunderung kämpfte, tastete Lennox nach dem rostigen Nagel, den er in seinem Hosenbund versteckt hatte. Hektisch fuhren seine Finger über den Stoff. Dann spürte er das kalte Metall an seiner Haut. Als er im dunklen Verlies und auf sein Urteil gewartet hatte, war ihm der Nagel eher zufällig in die Hände gefallen. Er hatte ihn an sich genommen, obwohl er nicht daran zu wagen geglaubt hatte, dass er ihn wirklich benötigen würde.

Doch nun war es so weit. In einer blitzschnellen Bewegung riss er den rostigen Nagel hervor. Der Henker, der seinen Blick in diesem Moment von dem anderen Mann löste, erstarrte. Lennox wartete nicht mehr länger, denn wenn er überleben wollte, durfte er keine Gnade kennen. In einer einzigen, geschmeidigen Bewegung ramnte er das Metall in das unter der Kapuze verborgene Gesicht des Henkers. Ein schmatzendes Geräusch erklang. Im selben Moment ergoss sich heißes Blut über seine Finger und sprühte ihm feucht entgegen. Kraftvoll riss er den Nagel wieder aus dem Kopf des Vermummten und taumelte einen Schritt nach hinten. Sofort geriet er ins Straucheln, denn der hölzerne Schemel war zu klein für allzu viele Bewegungen.

Durch die Menschenmenge ging einen Raunen. Noch konnte keiner wirklich begreifen, was geschehen war. Sie würden einen Augenblick benötigen, um zu realisieren, was sich vor ihren Augen ereignet hatte. Diese wenigen Herzschräge wollte Lennox nutzen. Er riss seinen Blick von dem Henker los, der sich die blutüberströmten Hände ins Gesicht presste und langsam zu Boden sank.

Mit ausgebreiteten Armen sprang er vom Schemel. Mit großen Schritten lief er über die Tribüne und versetzte

dem Richter, der ihn mit großen Augen anstarrte, einen Stoß. Fluchend fiel der dicke Mann zu Boden und begrub die Pergamentrolle, auf der Lennox' Todesurteil geschrieben stand, unter seinem voluminösen Leib.

Lennox sprang von der Tribüne. Erste Männer lösten sich aus der Menge, brüllten wütende Worte. Man hatte sie um ihre Abendunterhaltung gebracht. Nie zuvor war es vorgekommen, dass es jemandem gelungen war, vom Galgen zu fliehen.

Vorbei an dem wütenden Mob trieb es Lennox hinein in eine Seitengasse. Schmatzend tauchten seine zerlumpten Schuhe in den Schlamm ein, der seit dem letzten Regenguss allgegenwärtig war. Besonders in den engen Gassen zwischen den Häusern waren die Bedingungen widrig. Gewöhnliche Menschen vermieden es, von den gepflasterten Wegen abzukommen, wenn es die Situation nicht unbedingt erforderte.

Mit einem Sprung setzte er über eine Gestalt hinweg, die anscheinend mal ein Mensch gewesen war. Aus dem Augenwinkel sah er das verfallene Gesicht, die ausgetrockneten Augen. Nicht selten kam es vor, dass in diesen Seitengassen Menschen zu Tode geprügelt und achtlos liegen gelassen wurden. Ein entsprechender Geruch stieg Lennox in die Nase, als er weiterlief. Es kostete ihn Mühe, auf dem unebenen Untergrund nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Hinter ihm brüllten Männer und kreischten Frauen. Man würde die Verfolgung aufnehmen, dessen war er sich bewusst. Doch sein Vorsprung war beachtlich. Mit seiner Aktion war es ihm gelungen, die Menschen zu überraschen und für einen Moment handlungsunfähig zu machen.

Trotzdem wusste er noch nicht, was als nächstes geschehen würde. Die Stadt war groß. Für einige Zeit konnte er sich verstecken. Doch er konnte nicht bis in alle Ewigkeit im Verborgenen bleiben. Sie würden nach ihm suchen und sie würden ihn finden. Doch genauso schwierig war es, die Stadt einfach zu verlassen. Die Wachen waren in Alarmbereitschaft. So einfach würde er nicht an ihnen vorbeikommen. Außerdem wusste jedes Kind, dass es an Selbstmord grenzte, die schützenden Mauern der Stadt hinter sich zu lassen. Märchen und Geschichten erzählten von dem Grauen, das in der unscheinbaren Landschaft lauern sollte.

Er tauchte in eine weitere Gasse ein. Ein Blick in den Himmel verriet ihm, dass die Abendsonne ihr Licht nur noch für wenige Minuten auf die Stadt werfen würde. Bald brach die Nacht herein. Mit ihr kam die Finsternis. Beste Bedingungen, um sich zu verstecken. Doch Lennox wusste auch, dass man in dieser Nacht mit Vehemenz nach ihm suchen würde. Das Volk wollte, dass er am Galgen hing. Sie würden nicht ruhen, bis ein Henker den Schemel unter seinen Füßen zur Seite trat.

Vorerst allerdings kehrte Ruhe ein. Lennox ließ die wütenden Stimmen hinter sich zurück. Nur noch vereinzelte Rufe drangen an sein Ohr, während er durch den Schlamm eilte. Als er an sich herabblickte, stellte er fest, dass seine Schuhe über und über mit Schlamm besudelt waren. Sie würden ihm bald den Dienst versagen. Auch seine Hosenbeine glänzten braun vom Schlick, der mit jedem Schritt in die Höhe spritzte.

Lennox blieb stehen und lehnte sich an die nächste Hauswand, um zu Atem zu kommen. Sein Brustkorb hob und senkte sich hektisch. Er spürte ein unangenehmes

Stechen in seinem Inneren. Die Flucht war kräftezehrend gewesen. Außerdem war er entkräftet, denn es lag bereits lange zurück, dass er etwas zu Essen bekommen hatte. Sein Magen war leer. Einem zum Tode verurteilten gönnte man nicht viel. Die obligatorische Henkersmahlzeit war in den letzten Wintern aus der Mode gekommen. Verständlicherweise, denn es lohnte sich nicht, Steuergelder in einen Todgeweihten zu investieren.

Nachdenklich betrachtete Lennox den Nagel in seiner Hand und drehte ihn zwischen den Fingern. Das Blut des Henkers haftete daran. Er fragte sich, ob er ihn tatsächlich getötet hatte. Eigentlich war er kein Mensch, der mordete. Doch das Schicksal hatte ihm keinen anderen Ausweg gelassen. Er konnte nicht einfach sterben. Er hatte einen Bruder, den er ernähren musste. Doch nun stellte sich ihm die Frage, wie das noch gelingen sollte. Sein altes Leben konnte er vergessen. Es war nun nicht mehr möglich, einfach über den Marktplatz zu schlendern und einzukaufen, als wäre nie etwas geschehen. Er war jetzt ein Vogelfreier, ein Geächteter. Frieden konnte er nur finden, wenn er die Stadt verließ. Doch er haderte noch mit diesem Gedanken. Was würde ihn erwarten? Wohin sollte er fliehen?

Wütend wischte er sich das vom Schweiß feuchte Haar aus dem Gesicht. Sein Atem war wieder zur Ruhe gekommen, und als er lauschte, waren keine Stimmen zu hören. An diesem Ort suchte man nicht nach ihm. Als er sich umsah, stellte er fest, dass er in ein sehr heruntergekommenes Viertel der Stadt geflohen war. Die kleinen, ärmlichen Häuser reihten sich dicht an dicht. In einigen Wänden waren Löcher zu erkennen. Die Dächer bestanden aus verfaulenden Materialien, die längst einer Er-

neuerung bedurften. Es stank unangenehm nach Exkrementen und ein wenig nach Verwesung. Lennox musste ein Würgen unterdrücken. Dann setzte er sich langsam wieder in Bewegung. Den rostigen Nagel umklammerte er dabei mit eisernem Griff. Er beschloss, in diesem Stadtviertel zu bleiben. Hier fiel er nicht auf. Nicht selten waren hier schmutzige Menschen wie er unterwegs, die mit freiem Oberkörper ihrem Tagewerk nachgingen. Und auch bei Nacht konnte er damit rechnen, auf den einen oder anderen düsteren Gesellen zu treffen.

In diesem Moment verschwand die Sonne hinter dem Horizont. Ein letztes Mal glänzten die Wolken am Himmel golden, dann verschlang die Dunkelheit das Land. Zwischen den dicht an dicht stehenden Häusern war es besonders dunkel. Licht gab es in diesen Seitengassen nicht. Lediglich an den Hauptstraßen befanden sich vereinzelte Feuerkörbe, die auch in der Nacht die Wege erhellten. Lennox erinnerte sich. In seiner Tätigkeit in der Armee hatte es auch dazugehört, nachts durch die Stadt zu streifen und erloschene Lichter neu zu entzünden. Ein Vorteil, denn so hatte er einen groben Überblick über die gesamte Stadt und wusste ungefähr, wo er sich befand. Dennoch konnte er sich schnell verirren, denn die zahlreichen Seitengassen, Pfade und Wege bildeten ein regelrechtes Labyrinth.

In diesem Augenblick hörte er wieder Stimmen hinter sich. In den Schatten der Häuser konnte er den Umriss eines Menschen erkennen. Erschrocken hielt er die Luft an und presste sich an die nächste Wand. Doch die Gestalt hatte ihn anscheinend bereits bemerkt und bewegte sich auf ihn zu. Lennox ließ seinen Daumen über die

Spitze des Nagels streifen. Würde der Abend einen weiteren Mord von ihm erfordern? Es hatte den Anschein.

Hell und heiß war es auf der Bühne. Zahlreiche Fackeln sorgten dafür, dass sie in ein flackerndes Licht gehüllt war. Die Schatten hingegen tanzten bedrohlich an den Wänden und an der Decke.

Der geräumige Saal war gefüllt mit Menschen, vorwiegend mit Männern. Sie saßen an den schmalen Tischen, grölten und lachten. Die Stimmung war ausgelassen, und je später der Abend wurde, desto lauter wurden die Menschen. Alkohol wurde in großen Mengen getrunken. Nicht selten fielen die schweren Krüge zu Boden und zersplitterten in tausend Scherben.

Nea kannte diesen Tumult bereits. Fast jeden Abend war das Wirtshaus bis zum Rande gefüllt. Es gab nicht viele Tavernen in der Stadt, und in den meisten von ihnen traf sich die Oberschicht.

In *Balthasar's Taverne* hingegen konnte jeder einkehren, der einen Schluck über den Durst trinken wollte oder einfach nur ein wenig Geselligkeit suchte. Es fand sich immer eine Gruppe lustiger Kameraden, an deren Tisch noch ein Platz frei war. Natürlich war die Schenke dementsprechend schmutzig. Nea ließ ihren Blick über die Köpfe der Gäste schweifen. Viele von ihnen kannte sie. Es waren Stammgäste, die fast täglich vorbeikamen. An einem Tisch brüllte ein Mann besonders laut. Ihm war anzusehen, dass er bereits einige Gläser zu viel getrunken hatte. Seine Nase war rot und seine Worte nur noch ein unverständliches Lallen. Seine Kameraden feuerten ihn jedoch lauthals an, als er mit rudernden Armen eine Bedienung an seinen Tisch winkte.

Es war eine junge Frau, die ihre prallen Brüste gekonnt durch einen tiefen Ausschnitt betonte. Doch das war nichts Ungewöhnliches. In *Balthasar's Taverne* trugen die Bedienungen wenig Stoff, um Kundschaft zu locken. Und das Geschäftsprinzip rentierte sich. Nicht selten, so hieß es, zogen sich die vollbusigen jungen Frauen mit einem Kunden in einen der Räume in den hinteren Ecken der Taverne zurück. Dort verkauften sie ihre Körper, um sich einige Taler zusätzlich zu verdienen. Ein schmutziges Geschäft, doch wer ein erträgliches Leben führen wollte, musste dafür Opfer bringen.

In der Oberschicht hatte *Balthasar's Taverne* einen schlechten Ruf. Man wollte sich von den schmutzigen Geschäften, die darin liefen, distanzieren. Angeblich gab es hier Männer, die gegen Geld Morde begingen. Nea selbst war einem solchen noch nicht begegnet, doch sie zweifelte nicht daran, dass diese Gerüchte einen wahren Kern besaßen. So oft gab es Tote in der Stadt, ohne dass ein Verantwortlicher gefunden wurde.

Es waren bereits Proteste aus der Bevölkerung erklungen. Man hatte gedroht, die Schenke zu schließen. Doch als bekannt wurde, dass die Stammkundschaft dann in anderen Wirtshäusern randalieren würde, war dieses Vorhaben schnell wieder gekippt. Seitdem konnte in *Balthasar's Taverne* wüten, wer Lust darauf hatte – solange er sich von den restlichen Schänken der Stadt fern hielt.

Balthasar selbst war nichts als ein Schatten, für die meisten Menschen nur eine Legende. Er hatte den Schuppen aufgezogen, doch von ihm sah man nur selten etwas. Zu besonderen Anlässen ließ er sich blicken, meist jedoch versteckte er sich in den Katakomben seiner Schänke. Nea hatte ihn erst zweimal in ihrem Leben ge-

sehen. Sein Äußeres passte nicht zu dem Ruf, der ihm vorauseilte. Man erzählte, er habe die Kontrolle über sämtliche Prostitution in der Stadt. Natürlich konnten das auch Geschichten sein, doch Gewissheit gab es nicht. Sicher war Nea sich nur darin, dass Balthasar auf den ersten Blick nicht so wirkte, als würde er mit kriminellen Machenschaften sein Geld verdienen. Er war klein und gedrungen, ein wenig dicklich. Für gewöhnlich trug er einen schwarzen Anzug und teure Schuhe. Es hieß außerdem, dass er stotterte. Ob das stimmte, wusste Nea nicht. Sie hatte ihn noch nie sprechen hören.

Jemand klopfte ihr auf die Schulter. Erschrocken zuckte sie zusammen und ließ den Vorhang los, welchen sie zur Seite geschoben hatte, um in den Saal zu blicken.

»Zeig dich doch nicht schon vorher, du nimmst ihnen die Spannung.« Es war Theodora, die hinter ihr stand. Eine zarte Frau, gerade ein oder zwei Winter älter als Nea. Sie grinste breit und zeigte dabei ihre gelben Zähne. Ansonsten war ihr Gesicht bildhübsch. Das rote Haar trug sie offen. Noch tiefer als das Blau in ihren Augen war der Ausschnitt ihres Kleides. Wenn man genau hinsah, konnte man die Ränder der Brustwarzen erkennen. Theodora hatte den Ruf, dass sie die Männer reihenweise verführte. Es verstrich selten eine Nacht, in der sie sich nicht in einer der berühmten Kammern der Taverne befand und sich dort mit einem Kunden vergnügte. Anscheinend lief ihr Geschäft gut. »Du hast schon wieder ein neues Kleid«, stellte Nea sachlich fest.

»Wer Geld hat, sollte es auch ausgeben«, antwortete Theodora grinsend.

»Es steht dir gut, wirklich.«

»Und vor allem setzt es meine Titten hervorragend in Szene.«

Nea musste lachen. Die Frau hatte es auf den Punkt gebracht. Sie kannte Theodora bereits seit einer geraumen Weile, und sie waren zu guten Freundinnen geworden. Ihre Tätigkeit in *Balthasars Tavern*e hatte zur selben Zeit begonnen, vier Winter waren seitdem verstrichen. Damals hatte Nea gerade ihren sechzehnten Winter erlebt, sie war damals unschuldig und hilflos. Doch in diesem Geschäft hatte sie schnell gelernt, sich zu behaupten. Theodora war dabei stets wie eine große Schwester gewesen. Zusammen hatten sie viel gelacht und viel geweint.

»Wirf noch einmal einen Blick in den Spiegel«, zischte Theodora schließlich. Mit dem Zeigefinger machte sie eine zwirbelnde Geste an ihrem Kopf. Dann rückte sie die Brüste in ihrem Kleid zurecht. »Ich muss mich noch um einen Kunden kümmern«, grinste sie dann, wirbelte herum und verschwand mit schnellen Schritten. Kopfschüttelnd blickte Nea ihr hinterher. Dann befolgte sie Theodoras Rat und schlenderte zu dem großen Spiegel, der an einer Wand des Raumes hing. Es gehörte zu ihrem Beruf, gut auszusehen. Die Leute verlangten es von ihr.

Strahlend grinste sie ihrem Spiegelbild entgegen. Tatsächlich stellte sie fest, dass sich in ihrem dunkelbraunen Haar ein Wirbel befand, der ihr attraktives Äußeres ein wenig trübte. Mit der Hand strich sie diesen Wirbel heraus und musterte sich dann erneut. Die braunen Augen passten farblich hervorragend zu ihren Haaren. Ihre Lippen waren voll, ohne besonders auffällig zu sein, und ihre Nase war klein und zierlich. Sie sah so aus, wie eine junge Frau auszusehen hatte.

Zufrieden ließ sie den Blick an sich selbst heruntergleiten. Sie trug wie Theodora ein Kleid mit tiefem Ausschnitt. Doch es zeigte nicht ihre Brustwarzen, sondern schloss darüber ab. Eng umschmiegte es ihren schlanken, sportlichen Körper. Es war so lang, dass es auch die Oberschenkel bedeckte. Die Knie und Waden hingegen waren nackt. Nea wusste, dass sie mit ihren langen Beinen die Männer verzaubern konnte.

Sie war sehr zufrieden mit sich selbst. Gerade, als sie ihre Brüste noch einmal zurechtrückte, erklang hinter dem Vorhang eine tiefe, männliche Stimme. Sie kannte diese Stimme, denn sie hörte sie beinahe täglich.

Nicht ohne Stolz vernahm Nea, dass man sie als die großartigste Tänzerin der letzten drei Ewigkeiten ankündigte. Ein breites Grinsen huschte über ihr Gesicht. Der Auftritt konnte beginnen.

Mit großen Schritten durchquerte sie den Raum und ließ den Spiegel hinter sich. Schwungvoll schob sie den roten Vorhang zur Seite und betrat die Bühne. Applaus brandete auf, so laut, dass sie sich am liebsten die Ohren zuhalten wollte. Doch Nea kannte dieses Prozedere bereits, und in einem Anflug von Euphorie ließ sie den Lärm über sich ergehen.

Gläser klirrten aneinander und Komplimente hallten durch den Saal. Sämtliche Augenpaare waren auf Nea gerichtet. Sogar die Bediensteten verharren für einen Moment, um Beifall zu spenden.

Dann begann die Musik. Eine Gruppe Männer am Rande der Tribüne bediente die unterschiedlichsten Instrumente und erschuf auf diese Weise eine rhythmische Melodie, der es immer wieder gelang, Nea in ihren Bann zu ziehen. Und auch an diesem Abend wurde sie über-

mannt von der Musik. Während die Kundschaft noch jubelte und klatschte, begann sie zu tanzen. Alles um sie herum verschwamm zu einer trüben Masse, die sie kaum noch wahrnahm. Der Lärm der tobenden Menge rückte in den Hintergrund. Es gab nur noch Nea und die betörende Melodie.

Es begann mit einfachen Hüftschwüngen, doch schon bald drehte sie sich um die eigene Achse, wirbelte herum. Irgendwann zog sie den Stuhl zu sich heran, der mitten auf der Bühne stand. Grazil band sie diesen in ihren Tanz ein. Ihre Bewegungen waren flüssig und sie spürte, dass es ein guter Abend war. Am lauten Grölen und dem Klatschen im Takt der Musik erkannte sie, dass das Publikum mitgerissen wurde.

Einige Männer, die anscheinend bereits zu viel getrunken hatten, stimmten lustige Lieder an, die sie lauthals grölten. Lachen und Jubeln erfüllte den Raum. Und Nea spürte, dass sich ihre Beine wie von allein bewegten.

Immer intensiver wurde die Musik, immer lauter und immer hektischer. Es wurde Zeit für den Höhepunkt ihrer Darbietung.

Den Griff hinter den Rücken brachte sie geschickt in den Tanz ein, sodass es aussah, als würde sie eine grazile Verrenkung machen. Lasziv streckte sie ihre Brüste dem Publikum entgegen. Scheppernd fiel ein schwerer Krug zu Boden.

Während sie um den Stuhl tänzelte, griff sie nach dem Reißverschluss am Rücken ihres roten Kleides. Die Musik hatte ihren absoluten Höhepunkt erreicht. Lauter und schneller war nicht mehr möglich. In diesem Moment riss Nea den Reißverschluss nach unten. Sie spürte, dass das Kleid augenblicklich von ihren Schultern glitt.

Es rutschte über ihre Haut und fiel dann in Wellen zu Boden.

Nea stand nur noch in ihrer glitzernden Unterwäsche auf der Bühne. Die Hitze, die in dem Saal herrschte, drückte gegen ihre nackten Beine, gegen ihren Bauch und gegen ihren Oberkörper. Und die Menge war wie im Rausch. Sie streckten ihre Hände nach oben und feuerten Nea an. Sie schlüpfte aus ihrem Kleid hinaus und ließ es achtlos am Boden liegen. Gekonnt schwang sie ihre Hüfte, streckte der Kundschaft ihre von dem dünnen Stoff bedeckten Brüste entgegen. Dabei ließ sie ihren Blick über das Publikum schweifen. Die meisten Männer waren aufgestanden. Mit glühenden Wangen standen sie an ihren Tischen, stürzten den Alkohol hinunter und redeten miteinander, ohne die Augen von dem Mädchen auf der Bühne zu lassen.

Nea sank tänzerisch auf den Stuhl und räkelte sich darauf. Sie streckte die Arme in die Höhe, sodass ihre Brüste besonders hervorstachen. Auch ihren schlanken Körper konnten die Männer bewundern.

In diesem Moment flog die Tür des Wirtshauses auf. Ein breiter Schatten stand plötzlich im Türrahmen.

Augenblicklich verstummte die Musik. Nea verharrte in ihrer Haltung. Alle Köpfe richteten sich auf die Gestalt, die so lautstark erschienen war. Von einem Moment auf den nächsten herrschte Totenstille und eine schier greifbare Anspannung. Das letzte Klirren von Gläsern verstummte. Sogar die Betrunkenen verhielten sich plötzlich ruhig.

Die Gestalt betrat *Balthasar's Taverne* und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Im flackernden Licht war das Gesicht nur undeutlich zu erkennen. Dennoch wusste jeder,

wer die Schänke betreten hatte. Auch Nea kannte diesen Mann.

Es war der Sohn des Statthalters. Seine Statur war unverkennbar. Er war dick und unförmig. Wie immer trug er seinen schwarzen Anzug, der sich um seinen Bauch spannte. Die Füße steckten in ledernen Schuhen.

»Weiter«, schrie er mit seiner hellen, beinahe kreischenden Stimme. »Zeig uns deine Möpfe, Tittenfee!« Mit der Hand wirbelte er in der Luft herum. Hektische Gesten befahlen den Musikern, ihre Instrumente wieder zu betätigen. Langsam setzte die Musik ein. Noch klang sie etwas stockend, ein wenig unkoordiniert. Es war ungewöhnlich, dass ein Mann solch hohen Ranges plötzlich einfach in *Balthasar's Taverne* erschien. Die Oberschicht wollte mit der Unterschicht nichts zu tun haben.

Wie es der fette Mann wünschte, begann Nea wieder zu tanzen. Auch sie war noch etwas zögerlich, doch es stand nicht in ihrer Absicht, den Sohn des Statthalters zu verärgern. Wenn er eine Show wollte, sollte er seine Show bekommen.

Mit zufriedennem Gesichtsausdruck und in die Hüfte gestemmtten Fäusten schlenderte er zwischen den Tischen hindurch. Nea ließ ihn nicht aus den Augen, obwohl sie sich eigentlich auf ihren Tanz konzentrieren musste. Sie mochte diesen Mann nicht. Als Sohn des Statthalters lebte er von Anfang an in der Oberschicht, ohne jemals etwas dafür getan zu haben. Arbeit war für ihn ein Fremdwort. Er hatte Geld und sein Vater hatte Einfluss. Dementsprechend eilte ihm sein Ruf, überheblich und schmierig zu sein, meilenweit voraus.

Anscheinend hatte er auch nicht vor, daran etwas zu ändern. Einer unvorsichtigen Bedienung schlug er un-

geniert mit der flachen Hand auf den Hintern. Erschrocken wirbelte sie herum. Er schenkte ihr sein für sein junges Alter bereits sehr zahnloses Grinsen. Seine Lippen formten Worte, die Nea auf der Bühne nicht verstand. Es war zu laut. Die Bedienung jedoch nickte hektisch und eilte davon. Er hingegen ließ sich auf einen Stuhl sinken. Vor ihrem inneren Auge sah Nea den Stuhl unter dem Gewicht bereits zusammenbrechen. Ein breites Grinsen huschte über ihr Gesicht. Doch der Stuhl hielt. Der fette Mann starrte hinauf zu Nea und verfolgte ihre anmutigen Bewegungen.

Sie löste ihren Blick von dem Sohn des Statthalters. Ungern wollte sie seine Aufmerksamkeit erregen. Stattdessen konzentrierte sie sich wieder auf ihren Tanz. Langsam vergaß sie, wer sich im Raum befand und wurde wieder ein Teil der Musik. Ihr Körper bewegte sich von allein, bis sie spürte, dass ihr Atem schwerer wurde. Wieder einmal hatte sie sich völlig ausgelaugt.

Die Musik wurde leiser, ihre Bewegungen langsamer. Dann verklang der letzte Ton. Der Rausch, in dem sie sich bis zu diesem Zeitpunkt befunden hatte, nahm ein Ende. Sie kehrte zurück in die Realität. Im Saal erklangen zögerliche Gespräche. Doch viele Augenpaare waren noch auf Nea gerichtet. Gebannt hatte man ihren Tanz verfolgt.

Sie suchte nach dem Sohn des Statthalters, doch er war verschwunden. Wahrscheinlich hatte er irgendeinen Grund gefunden, sich über das Wirtshaus zu beklagen und war gegangen, ohne zu zahlen. Das war so üblich unter den Wohlhabenden. Sie waren geizig und egoistisch. Und dann wunderten sie sich, dass sie von der Unterschicht verabscheut wurden.

Nea zupfte ihr Kleid vom Boden und schwang es sich über die Schulter. Dann verließ sie die Bühne, ohne sich weitere Gedanken über den fetten Mann zu machen. Ein letzter Applaus brandete auf, als sie hinter dem Vorhang verschwand. Die angeregten Gespräche wurden wieder so laut, dass kaum etwas anderes als ein undurchdringliches Stimmengewirr zu hören war. Doch der Vorhang dämpfte den Lärm ein wenig.

»Ein toller Auftritt.« Lächelnd empfing Theodora sie. Ihr Kleid war verschoben und auch dem geröteten Gesicht der Frau war anzusehen, dass sie sich tatsächlich ihrem Kunden gewidmet hatte.

»Danke. Ich habe mich heute wieder besonders gut gefühlt.«

»Das hat man dir angesehen. Du hast das Publikum mitgerissen. Sogar Eugen war begeistert von dir.«

Nea warf ihr einen schrägen Blick zu. »Eugen? Wer zur Hölle ist Eugen?«

»Der Sohn des Statthalters«, antwortete Theodora lachend. »Er hat die ganze Zeit reglos auf seinem Stuhl gesessen und dich angestarrt. Anscheinend hast du Eindruck hinterlassen.«

»Das ist mein Beruf. Ich hoffe, dafür hat die Kasse geklingelt.«

Theodora schnaubte verächtlich. »Das glaubst du doch selbst nicht. Als er merkte, dass dein Tanz bald zu Ende ist, ging er ohne ein weiteres Wort. Ich habe ihn genau beobachtet. Eigentlich wollte ich ihn heute Nacht näher kennenlernen.«

»Der Mann ist widerwärtig«, hielt Nea dagegen. »Du kannst dich mit jedem Menschen in dieser Stadt vergnügen, aber nicht mit diesem Fettsack.«

»Nicht nur sein Bauch ist prall gefüllt.« Theodora rieb die Finger aneinander. »Auch sein Geldbeutel droht zu platzen.«

Nea schüttelte sich lachend die Haare aus dem Gesicht. Sie verstand Theodora. Es ging ums Geschäft, um nichts anderes. Würde spielte längst keine Rolle mehr, denn diese hatte Theodora verloren, als sie als junges Mädchen begonnen hatte, in *Balthasar´s Taverne* zu arbeiten.

»Es ist schon spät«, sagte Nea schließlich und näherte sich wieder dem Spiegel an der Wand. Für einen Moment musterte sie sich selbst und auch Theodora, die hinter ihr stand und sie kritisch beäugte.

»Du bist ein gutes Mädchen«, sagte Theodora schließlich. Nea blickte ihrem Spiegelbild in die Augen.

»Wie kommst du darauf?«

»Du musst deinen Körper nicht verkaufen. Du...«

»Hör auf, bitte. Letztlich verkaufe auch ich meinen Körper. Hast du gesehen, wie sie mich anstarren?«

»Bitte versprich mir, dass du niemals mit solchen Männern in ein Bett steigen wirst.« Sie schwieg einen Moment und fügte dann hinzu: »Wenigstens nicht für Geld. Du solltest das liebenswerte Mädchen bleiben, als das ich dich kennengelernt habe.«

»Entweder, du wirst gerade verdammt emotional«, antwortete Nea, »oder du hast Angst, dass ich dein Geschäft gefährde.«

Theodora versetzte ihr einen leichten Klaps auf den Hintern. »Du weißt, wie ich es gemeint habe.« Dann zwinkerte sie ihr noch einmal zu, wirbelte herum und verschwand aus dem Raum. Nea blieb allein mit sich selbst und ihrem Spiegelbild zurück.

»Ich weiß, wie du das gemeint hast«, wiederholte sie flüsternd. Dann schlüpfte sie wieder in ihr Kleid, das sie bis zu diesem Zeitpunkt über der Schulter getragen hatte wie ein nasses Handtuch. Sie fühlte sich sofort ein wenig besser. Nicht mehr so nackt und den Blicken fremder Männer ausgesetzt. Doch ihr Spiegelbild empfand sie noch immer als attraktiv.

Dann schlenderte sie langsam zum Hinterausgang. Manchmal ging sie auch direkt durch den gefüllten Saal, um ein letztes Mal anerkennende Pfiffe zu ernten. Doch heute hatte sie darauf keine Lust. Obwohl ihr Tanz so euphorisch gewesen war, erfüllte sie nun eine innere Leere.

In Gedanken vertieft schob sie den Riegel zur Seite, trat hinaus in die kühle Nacht und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Eine sanfte Brise trug ihre trübseligen Gedanken augenblicklich hinfort. Sanft kitzelte der Wind ihr Gesicht. Für einen Moment legte sie den Kopf in den Nacken und starrte einfach nur hinauf in den Nachthimmel. Beschützend und majestätisch leuchtete dort der Mond. Es war still, sehr still. Nur vereinzelt drang das Geräusch von klirrenden Gläsern aus einem geöffneten Fenster der Taverne.

Nea ärgerte sich ein wenig, dass sie keinen Mantel mitgenommen hatte. Es war ungewöhnlich kühl, und ihr Kleid war sehr knapp. Schnell breitete sich eine Gänsehaut auf ihrem Körper aus. Sie beschloss, nicht länger herumzustehen. Mit einem letzten Blick über die Schulter ließ sie *Balthasar's Taverne* hinter sich und tauchte ein in die finsternen Gassen der Stadt. Sie konnte den Weg sogar in völliger Dunkelheit finden, doch an diesem Abend sorgte der Mond dafür, dass sie ihre Umgebung

erkennen konnte. Die Gegend war verkommen. Es gab nur die alten, heruntergekommenen Hütten, in denen die Unterschicht hauste. Die Gebäude reihten sich dicht an dicht. Schon lange bestand eine große Kluft zwischen Arm und Reich. Der Anteil der Armen wurde immer größer, und gleichzeitig wuchs der Wohlstand der wenigen Reichen.

Es hatte längst nichts mehr mit Können oder mit Durchhaltewillen zu tun, wenn man es in dieser Stadt zu etwas brachte. Entweder, man wurde in eine wohlhabende Familie hineingeboren – oder man lebte in der Unterschicht. Eine andere Option gab es nicht.

Mit einem Kopfschütteln vertrieb Nea die Gedanken daran. Sie verdiente ausreichend Geld, um davon leben zu können. Zwar konnte sie sich nicht den größten Luxus leisten, doch sie trug stets angemessene Kleidung und litt keinen Hunger. Ihr Leben hätte auch in eine andere Richtung verlaufen können, wenn sie damals nicht in *Balthasar´s Taverne* untergekommen wäre.

»Meine Lieblingstänzerin!«

Wie zu einer Salzsäule erstarrt blieb Nea stehen und lauschte. Direkt hinter ihr war diese Stimme erklingen. Eine Stimme, die sie kannte. Als sie sich umdrehte, bestätigte sich ihre Vermutung. Eugen, der Sohn des Statthalters, stand dort wie ein düsterer Schatten, die Fäuste in seine fülligen Hüften gestemmt. Es war nicht zu erkennen, ob er lächelte.

»Es freut mich, dass es mir gelungen ist, Euch zu begeistern«, stammelte Nea. Am liebsten wollte sie davonlaufen, denn der fette Mann war ihr unheimlich. War er ihr gefolgt, oder trieb er sich rein zufällig in diesem Teil der Stadt herum?

»Begeisterung ist gar kein Ausdruck. Ich war entzückt.«

Verlegen lachte Nea.

Eugen schlenderte langsam auf sie zu. Die Hände steckte er lässig in seine Hosentaschen. Seine Bewegungen waren nicht geschmeidig. Im Gegenteil. Ihm war anzusehen, dass er Mühe hatte, seinen massigen Körper vorwärts zu schleppen. Für einen Augenblick überlegte Nea, ob sie davonlaufen sollte. Folgen würde Eugen ihr sicherlich nicht. Nach wenigen Schritten würde er hoffnungslos zusammenbrechen. Doch andererseits wollte sie einen Mann solch hohen Standes nicht verärgern. Wenn sie die Oberschicht gegen sich aufhetzte, hatte sie schlechte Karten.

»Wohin führt es ein schönes Mädchen wie dich denn in dieser finsternen Nacht? Du solltest vorsichtig sein.«

»Ich bin auf dem Weg nach Hause«, stammelte Nea, »und bisher ist mir noch nichts passiert.«

»Dann gestattest du mir sicherlich, dass ich dich begleite, damit dir auch weiterhin kein Leid zugefügt wird.«

»Zu gütig, aber ich komme schon zurecht.«

»Ich dulde keinen Widerspruch.« Eugens Stimme wurde von einem Augenblick auf den nächsten drohender.

»Ich werde dich begleiten.«

Mit einem Schulterzucken willigte Nea ein. Es hatte keinen Zweck, sich zu widersetzen. Sie konnte den Sohn des Statthalters nicht einfach vor den Kopf stoßen.

Schlendernd setzte sie sich wieder in Bewegung. Eugen ging neben ihr. Wenigstens schwieg er für einen Moment. Doch anscheinend wurde es ihm bald zu lang-

weilig. »Wie lange tanzt du schon in diesem Laden?«, fragte er nun wieder mit zuckersüßer Stimme.

»Seit vier Wintern.«

»Und bist du dort glücklich? Ich stelle mir das nicht sehr erfüllend vor.«

»Doch, ich bin glücklich. Immerhin verdiene ich dort gutes Geld.«

»Und trittst du jede Nacht auf? Du hast so schön getanzt, als würdest du seit deiner Geburt nichts anderes machen.«

»Ich tanze fast täglich.«

»Warum antwortest du so ausweichend? Hast du etwas gegen mich?«

Nea schüttelte hastig den Kopf. »Nein, keinesfalls! Ich bin nur müde.«

Eugen lachte kehlig. »Dagegen lässt sich bestimmt etwas machen. Darf ich dich einladen in eine bessere Schenke? Dort gibt es nicht so dünnen Alkohol wie in deinem Laden. Und die Kundschaft ist auch...«

»Nein, wirklich nicht. Ich weiß Euer Angebot zu schätzen, doch lieber möchte ich bald schlafen.«

Eine schwere, fettige Hand legte sich auf ihre Schulter. Nea unterdrückte ein Schaudern und kämpfte gegen den Drang an, Eugens Hand angewidert beiseite zu stoßen. In einem Anflug von Erleichterung stellte sie fest, dass sie bald zu Hause angekommen war. Eine einzige Straße musste sie noch hinter sich lassen. Insgeheim hoffte sie, dass sie Eugen an der Haustür abschütteln konnte.

»Du bist so ein schönes Mädchen. Ich möchte dir doch nur helfen. Glaub mir, ich besorge dir eine anständige Arbeit. Du wirst mehr Geld verdienen und du wirst glücklicher sein.«

»Ich bin glücklich, wirklich.« Sie ging mittlerweile so schnell, dass Eugen Mühe hatte, nicht zurückzufallen. Sein Atem ging schwer. Er schien einen Moment zu überlegen.

Nea erreichte die Tür ihres Hauses. Demonstrativ legte sie ihre Hand an das kühle Holz. »Wir sind angekommen. Ich danke Euch, dass Ihr mich bis hier hin begleitet habt.«

»Es war mir ein Vergnügen. Dennoch...«

Nea drückte die Tür auf und schüttelte gleichzeitig energisch den Kopf. Sie hatte genug von dem fetten Mann und wollte endlich ihre Ruhe haben. Als ihr der Geruch ihrer Heimat entgegenschlug, fühlte sie sich besser. In wenigen Augenblicken würde sich die Tür zwischen ihr und Eugen befinden. Dann endlich würde wieder Ruhe einkehren. Doch es kam anders, als sie es sich erhofft hatte. Während sie noch damit beschäftigt war, in der Dunkelheit nach der Tür zu fassen, um sie hinter sich zu schließen, legte Eugen ihr die Hände auf die Schultern. Er drückte seinen dicken Bauch gegen ihren Rücken und schob sie ins Innere des Hauses. Polternd fiel die Tür ins Schloss. Nea spürte den heißen, hektischen Atem im Rücken.

»Ich will deinen Körper«, zischte Eugen, »und ich werde bekommen, was ich verlange.«

Panik stieg in Nea auf. Der fette Mann wollte sie tatsächlich vergewaltigen. Ihre Gedanken überschlugen sich. Was konnte sie tun? Nach Hilfe rufen? Niemand würde herbeieilen. Und selbst wenn – es gab keinen Menschen, der es wagen würde, die Hand gegen den Sohn des Statthalters zu erheben. Nicht einmal in dieser Situation.

Brutal stieß er sie in den Raum hinein. Nea unterdrückte ein leises Wimmern, und sie wusste, dass es keinen Zweck hatte, Widerstand zu leisten. Sie spürte eine heiße Träne, die an ihrer Wange herabrann. Dann ließ Eugen von ihr ab.

»Hast du Licht?«, fragte er mit drohender Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Hektisch nickte Nea. Mit pochendem Herzen suchte sie nach der Öllampe, die auf ihrem Tisch stand. Mit zittrigen Fingern gelang es ihr, diese zu entzünden. Sofort erhellte flackerndes Licht den Raum.

»Hervorragend«, grinste Eugen. »Und nun zieh dich aus.«

»Nein!« Nea schüttelte den Kopf. Sie konnte den Gedanken plötzlich nicht mehr ertragen, ihren Körper zu zeigen. Vor allem nicht diesem abstoßenden Mann. Alles in ihr sträubte sich dagegen.

»Du hast in der Taverne doch auch so schön mit deinen Titten gewackelt. Ich habe gesehen, dass du mich willst.«

»Das muss ein Missverständnis sein, es tut mir...«

»Schweig!« Urplötzlich hielt Eugen einen kleinen Beutel in der Hand. Darin klimperte es.

Undeutlich erinnerte Nea sich an Theodoras Worte.
Versprich mir, dass du niemals mit einem dieser Männer in ein Bett steigen wirst. Wenigstens nicht für Geld.

»Ich prostituiere mich nicht. Aber ich bin mir sicher, dass Ihr in der Taverne jemanden finden werdet...«

Eugen ließ sie nicht ausreden. Mit wütenden Schritten kam er auf sie zu. Dunkle Ringe lagen um seine Augen und sein Gesicht hatte er zu einem wütenden Antlitz verzerrt. Er ließ den Geldbeutel zu Boden fallen, ohne ihn weiter zu beachten. Dann riss er sein Hemd auf, sodass

die Knöpfe heraussprangen und klimpernd zu Boden fielen. Sein schmieriger, gewaltiger Bauch kam zum Vorschein. Nea schauderte. Der Anblick war ekelerregend. Niemals zuvor hatte sie so viel Fett an einem einzigen Menschen gesehen. Wie ein schlaffer Sack hingen Fleisch und Haut über den Hosenbund des Mannes. Auch seine verfetteten Brüste hingen schlaff herab. Schweißperlen hatten sich an seinen Armen gebildet und rannen in verwackelten Linien an seiner Haut hinab. Achtlos warf er sein Hemd zu Boden. Dann rieb er sich freudig die Hände.

»Nun bist du an der Reihe.«

Erneut schüttelte Nea den Kopf. Sie wich zurück und spürte plötzlich die Wand des Hauses in ihrem Rücken. Eugen grinste breit. Er überwand die letzten Schritte, bis er direkt vor ihr stand. Sein Gestank nach Schweiß stieg ihr beißend in die Nase. Angewidert drehte sie den Kopf zur Seite und schloss die Augen. Tränen rannen über ihre Wangen.

Eine feuchte Hand legte sich um ihr Kinn. Eugen drückte dagegen, sodass sie ihren Kopf gerade drehen musste.

»Öffne deine Augen«, bellte er. Er spuckte beim Sprechen und Nea spürte den Speichel in ihrem Gesicht. Dann öffnete sie die Augen. Sie blickte Eugen direkt ins Gesicht.

»Gutes Mädchen.« Er löste den Griff um ihr Kinn. Doch im nächsten Moment legte er die Hände auf ihre Schultern und ließ die dicken Finger unter den Ausschnitt ihres Kleides gleiten. Nea biss sich auf die Lippe, als sie seine Hände auf ihrer Haut spürte. Sie wollte weinen und

kreischen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Panisch sah sie Eugen in die Augen.

»Richtig so«, grinste er, »sieh mich an.«

Ruckartig zerrte er ihr Kleid nach unten, sodass es über ihre Schultern glitt. In seinen Augen glänzte die Lust. Er würde sich an Nea vergehen, wenn sie sich nicht wehrte. Panisch ließ sie ihren Blick durch den Raum huschen.

Ein letzter Ruck, dann lagen ihre Brüste frei. Laut atmend starrte Eugen auf ihre Brustwarzen. Er ließ das Kleid los und wollte wieder ihre Haut berühren.

»Bitte, lasst mich in Ruhe«, winselte Nea. Der fette Mann lachte nur. Er war wie im Rausch. Seine Augen glänzten und Schweiß klebte ihm plötzlich im ganzen Gesicht.

In diesem Moment ging Nea ruckartig in die Knie, schlüpfte unter den Armen des Mannes hindurch und sprang in den Raum hinein. Den verdutzten Eugen ließ sie hinter sich zurück. Doch er wirbelte augenblicklich herum. Wütend starrte er sie an. Nea schob ihr Kleid nach oben und verdeckte ihre Brüste auf diese Weise wieder.

Eugen taumelte auf sie zu. Doch Nea war nicht bereit, sich von ihm ihren Stolz nehmen zu lassen. Entschlossen griff sie nach dem Hals einer gläsernen Flasche, die auf dem Küchentisch stand.

Eugen lachte lauthals. Er stemmte die Fäuste in seine Hüften und schüttelte den Kopf. Dann war er wieder heran. Grinsend streckte er die Arme aus, wollte das Kleid erneut herunterreißen.

Nea holte aus und schlug ihm die Flasche gegen den Schädel. Das Glas zersplitterte und Scherben regneten zu

Boden. An Eugens Kopf prangte plötzlich eine Wunde, aus der rotes Blut quoll. Einige Scherben hatten sich in seine Haut gegraben und steckten nun in seinem Gesicht. Erschrocken taumelte er einen Schritt zurück. Nea starrte ungläubig auf die Wunde, die sie in den Schädel des Mannes geschlagen hatte, und dann auf den Flaschenhals, den sie noch immer in der Hand hielt. Die Kanten waren nun scharf wie Rasierklingen. Einige Blutropfen hafteten daran.

Mit einer wütenden Handbewegung wischte Eugen sich das Blut von der Stirn. Er spie vor Nea auf den Boden. Sein Speichel war durchzogen von roten Schlieren.

»Du widerwärtige Hure«, schrie er. »Erhebe niemals deine Hand gegen den Sohn des Statthalters!« Dann taumelte er wieder auf sie zu. Seine Schritte waren schwer, und sein Gesicht schimmerte rot vor Blut. Ein Auge kniff er zusammen. Wahrscheinlich war es von einer Scherbe verletzt worden. Wieder streckte er die Arme aus, um nach Nea zu greifen. Sie wollte zurückweichen, doch dann spürte sie die Tischkante in ihrer Hüfte. Sie sah keinen Ausweg mehr.

Mit aller Kraft stieß sie die Reste der Glasflasche in Eugens Bauch. Schmatzend drang das Glas in seinen Leib ein. Sie drückte die messerscharfen Scherben mit aller Kraft hinein und spürte, dass die scharfen Kanten Fleisch und Sehnen durchschnitten. Blut sprühte hervor und verfärbte das Glas dunkelrot. Doch Nea hielt nicht inne. Wie im Rausch drehte und schob sie an dem Hals der Flasche, sodass sie ein regelrechtes Loch in Eugens Bauch riss.

Entsetzt stand in seinen Augen. Er öffnete seinen Mund und wollte anscheinend irgendetwas sagen, doch

nur ein ersticktes Keuchen brachte er hervor. Sein Brustkorb hob und senkte sich hektisch.

»Stirb, du erbärmlicher Widerling«, flüsterte Nea. Das Blut, das aus Eugens Bauch spritzte, war mittlerweile schwarz. Es besudelte Neas Hand und ihren Arm. Es war heiß.

Zitternd löste Nea ihre Finger vom Flaschenhals. Das Glas blieb in Eugens Fleisch stecken. Dann versetzte sie dem panisch blickenden Mann einen Stoß gegen das Brustbein. Mit geöffnetem Mund fiel er nach hinten und prallte schwer auf den hölzernen Boden. Pechschwarzes Blut quoll aus der Wunde, besudelte seinen Bauch und bildete eine regelrechte Pfütze auf dem Boden. Eugen krächzte ein letztes Mal, wand sich wie ein erstickender Fisch, den die Fluten an Land gespült hatten. Er starb.

Nea starrte ungläubig auf das Blutbad, das sie angerichtet hatte.

*Es stirbt, wer Böses tut und Regeln bricht,
mit düst' ren Perlen im eigenen Gesicht.
Doch wenn plötzlich gute Menschen fehlen,
erfüllen fremde Augen golden schimmernde Juwelen.*

Am Horizont Unendlichkeit

Mit wild pochendem Herzen kauerte Lennox in einer finsternen Ecke. Er konnte nicht sagen, wie viel Zeit verstrichen war, seitdem er seinem Tod knapp entronnen war. Die Nacht war mittlerweile so dunkel, dass er kaum noch die eigene Hand vor Augen erkennen konnte.

Der rostige Nagel lag in seiner Hand und er klammerte seine Finger darum. Zu viel war in dieser kurzen Zeit geschehen. In seinem Hirn tobten die Bilder und Erinnerungsfetzen an die letzten Ereignisse und benebelten seine Sinne. Wieder und wieder sah er den Strick vor sich, er sah den Henker sterben. Es folgte die Flucht durch die engen Seitengassen und schließlich die Gestalt, die sich bedrohlich aus den Schatten geschält hatte. Lennox hatte es nicht zu bezweifeln gewagt, dass es sich um einen Verfolger handelte, der ihn sterben sehen wollte. Die Meute am Galgen war blutgierig gewesen. Also hatte Lennox nicht gezögert. Er war aus der Dunkelheit gesprungen und hatte einem zweiten Menschen den Tod gebracht.

Noch immer hallte der erstickte Schrei in seinen Ohren nach.

Es hatte sich um einen Obdachlosen gehandelt, der winselnd vor ihm in die Knie gesunken war und den Nagel umklammert hatte, der in seinem Schädel steckte. Kein Wort war über Lennox' Lippen gekommen. Zu tief saß der Schock, versehentlich einen unschuldigen Men-

schen getötet zu haben. In blinder Panik war er davongelaufen, nur weg von diesem Ort.

Und nun kauerte er in dieser Ecke und wusste nicht, was er tun sollte. Alles Leben um ihn herum war längst erstorben. Die Stadt hielt den Atem an, und Stille würde herrschen, bis der nächste Morgen hereinbrach.

Seine Gedankengänge waren ein einziges, trübes Meer, in dem die Selbstzweifel trieben, als er langsam aufstand. Doch er begriff, dass er nicht in der Stadt bleiben konnte. Er war zu einem zweifachen Mörder geworden. Zu dem Abschaum, der er niemals hatte sein wollen. Das Gesetz kannte keine Gnade. Wenn man ihn fasste, war sein Ende besiegelt. Ein zweites Mal würde er nicht entkommen.

Wie in Trance taumelte er durch die Gassen. Das Blut, das an seinen Händen haftete, war bereits zu einer harten Kruste erstarrt. Es widerte ihn an, so dreckig zu sein. Doch diese Sorgen waren nichts im Anbetracht dessen, was er getan hatte. Er hatte eine unentschuld bare Straftat begangen. Nun war er ehrenlos, schmutzig und verachtenswert.

Urplötzlich wurde er aus seinen tiefen Gedanken gerissen. Neben ihm flog eine hölzerne Tür auf und eine Gestalt stürmte heraus, die er in dem kurzen Augenblick nicht erkennen konnte. Er wollte ausweichen, doch es war zu spät. Der Schatten prallte gegen ihn und schleuderte ihn zu Boden. Unsanft landete er im Schlamm. Die Gestalt, die gegen ihn gelaufen war, stieß einen spitzen Schrei aus. An dem schrillen Ton erkannte Lennox, dass es sich um eine Frau handeln musste.

Ächzend stemmte er sich in die Höhe. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schmutz aus dem Gesicht.

»Entschuldigung«, murmelte die Gestalt gedankenverloren. Sie war in den Türrahmen zurückgewichen, aus dem sie wenige Augenblicke zuvor gestürmt war. Im Inneren des Hauses brannte Licht. So hob sich die Frau nur als schlanker Schatten ab, der reglos auf Lennox starrte.

»Es ist nichts geschehen«, sagte Lennox, während er sich wieder aufrichtete. »So etwas kann passieren.«

Die Frau schwieg. Ihre Arme presste sie links und rechts gegen den Türrahmen. In der Ferne war ein animalisches Kreischen zu hören, das gedämpft über die Stadt hallte. Dann kehrte wieder Stille ein.

»Warum hast du es so eilig?«, fragte Lennox schließlich und rang sich ein gekünsteltes Lachen ab. Die Frau schüttelte zur Antwort den Kopf. Irgendetwas stimmte mit ihr nicht. Sie wirkte steif, als würde sie etwas zu verbergen versuchen.

Lennox trat einen Schritt zur Seite, um an ihrem Körper vorbeizuspähen. Er erhaschte einen Blick ins Innere des Hauses. Eine Lampe, die auf einem Tisch stand, spendete Licht. Am Boden lag ein massiger Schatten. Bevor Lennox diesen Schatten genauer mustern konnte, versperrte die Frau ihm mit ihrem Körper wieder die Sicht.

»Liegt da ein Mensch?«, fragte er ungläubig. Wieder schüttelte die Frau hektisch den Kopf. Doch ihre Bewegung wirkte müde.

»Du hast jemanden getötet«, kombinierte Lennox. Das obligatorische Kopfschütteln war die Antwort.

»Dann sind wir schon zu zweit.« Diesmal lachte er nicht, sondern stöhnte resignierend. Die Frau verkrampte sich in ihrer Haltung.

»Was soll das heißen?«, fragte sie schließlich mit dünner Stimme.

»Du hast einen Mord begangen, und du siehst nicht aus, als wärst du besonders glücklich darüber. Mir ist das selbe...«

»Das kannst du nicht verstehen!« Die Stimme der Frau war plötzlich schrill und wütend – verzweifelt. Lennox hob abwehrend die Hände.

»Nein, ich kann es nicht verstehen.«

Die Frau schwieg einen Moment. »Was wirst du jetzt tun?«, fragte sie dann nach einer Weile, während sie unruhig von einem Fuß auf den anderen wippte. Innerlich musste Lennox grinsen. Die gesamte Situation erschien ihm abstrus. Auf der Flucht vor seinen eigenen Taten traf er plötzlich mitten in der Nacht auf eine Frau, die sein Schicksal teilte. Er war kein Mensch, der daran glaubte, dass eine höhere Macht die Ereignisse auf der Erde lenkte, doch für einen kurzen Augenblick zweifelte er an seinen eigenen Idealen.

»Ich werde die Stadt verlassen«, antwortete er schließlich.

»Ragtoras verlassen? Das ist absurd.«

»Ich habe nie von dir verlangt, dass du meine Beweggründe verstehst.«

»Ich verstehe überhaupt gar nichts mehr.« Die Frau schüttelte verzweifelt den Kopf, sodass ihr Haar durch die Luft wirbelte. »Ich verstehe nicht einmal, warum ich jetzt hier im Türrahmen lehne und mich mit dir unterhalte.«

»Schicksal? Zufall?«

»Wohin wirst du fliehen?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich nicht in der Stadt bleiben kann.« Er wischte sich in einer fließenden

Bewegung die Haare aus dem Gesicht. »Und was wirst du tun?«

Die Frau schnaubte verächtlich. »Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Vielleicht...«

»Warte«, unterbrach Lennox sie und legte beschwörend den Zeigefinger auf seine Lippen. Schweigend lauschte er in die Stille hinein. Dann hörte er Stimmen. Männer, die sich unterhielten und anscheinend näher kamen.

»Ich muss weg«, gab er schließlich entschuldigend bekannt. »Sonst werden sie mich finden. Es war mir eine Freude, dich kennengelernt zu haben.«

Die Frau kicherte, doch es war ein trauriges Kichern. Lennox wirbelte herum und wollte davonlaufen, als ihn die Stimme der Frau aufhielt.

»Ich werde mit dir kommen«, flüsterte sie. In einer Mischung aus Nicken und Kopfschütteln wandte Lennox sich wieder zu ihr herum.

»So?«, brachte er nur erstickt hervor.

»Was bleibt mir anderes übrig?« Mit diesen Worten verschwand die Frau aus dem Türrahmen in das Innere des Hauses. Lennox betrachtete schweigend den reglosen Schatten, der auf ihrem Fußboden lag. Er hatte nicht das Bedürfnis, die Leiche genauer zu betrachten.

Einen Wimpernschlag später erlosch das Licht im Inneren des Hauses. Die Frau schälte sich als undeutliche Silhouette aus der Dunkelheit. Nahezu lautlos zog sie die Tür hinter sich ins Schloss. Dann ging sie auf Lennox zu und streckte ihm die Hand entgegen. Er griff danach, spürte die graziilen Finger und den festen Händedruck.

»Ich heiße Nea«, flüsterte sie.

»Sehr erfreut. Mein Name ist Lennox.«

Die Stimmen der Männer erklangen wieder, diesmal in unmittelbarer Nähe. Sie konnten jederzeit in der Gasse erscheinen.

Lennox setzte sich in Bewegung. Nea folgte ihm mit raschelndem Mantel. Gemeinsam eilten sie der Dunkelheit entgegen und verschmolzen mit den Schatten. Mit hektischen Schritten bahnten sie sich ihren Weg durch die nächtlichen Gassen, bis sich irgendwann eine schwach beleuchtete Hauptstraße aus der Finsternis schälte. Schaurig glänzte das Kopfsteinpflaster, und die Lichter der Lampen an den Straßenrändern tanzten ihren unheimlichen Tanz.

»Die Hauptstraße?«, flüsterte Nea. »Bist du dir sicher, dass das eine gute Idee ist?«

»Nein. Aber wenn wir Ragtoras verlassen wollen, müssen wir eines der Stadttore nutzen. Einen anderen Ausgang gibt es nicht.«

»Sie werden uns entdecken.«

»Wovor fürchtest du dich?« Lennox kicherte leise. »Es hat doch noch niemand bemerkt, dass du einen Mord begangen hast. Oder?«

Nea schwieg zur Antwort. Dann zuckte sie resignierend mit den Schultern und folgte Lennox bereitwillig auf die Hauptstraße.

Sofort wurden sie in ein beängstigendes, flackerndes Licht gehüllt. Die Häuser an den Straßenrändern hingen verschmolzen zu einer einzigen, pechschwarzen Wand, die nur vereinzelt von noch schwärzeren Lücken unterbrochen wurde. Ein kühler Wind flüsterte bedrohliche Worte.

Zögernd musterte Lennox die Hauptstraße. Auch er war beunruhigt und befürchtete, dass schon bald seine

Verfolger auftauchen würden. Doch vorerst blieb es still. Die einzigen Geräusche verursachte der Wind.

»Wir gehen in diese Richtung«, sagte Lennox und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger die Straße hinab. Diesen Teil der Stadt kannte er nicht besonders gut, doch er ahnte, dass sie sich auf dem richtigen Weg befanden.

Gemeinsam liefen sie die Straße hinab und bemühten sich dabei, möglichst kein Geräusch zu verursachen. Zwar begegneten sie nicht einer Menschenseele, dennoch wurde das Gefühl schier übermächtig, dass sie von tausend Augenpaaren aus der Dunkelheit kritisch beäugt wurden.

»Sieh nur, dort«, flüsterte Nea schließlich mit besorgter Stimme und blieb stehen. Lennox kniff die Augen zusammen und starrte in die Richtung, in die sie deutete. Tatsächlich erkannte er Menschen. In einer kleinen Gruppe standen sie um ein Objekt versammelt, das sich aus der Ferne kaum erkennen ließ.

Lennox und Nea verließen die beleuchtete Straße mit raschen Schritten, als hätten sie sich abgesprochen, und verschmolzen mit den Schatten an den Wänden der Häuser. Lautlos näherten sie sich den Menschen. Schließlich hielten sie mit pochenden Herzen inne und lauschten. Die Männer redeten miteinander und gestikulierten wild. Bei dem Objekt, um das sie sich versammelt hatten, handelte es sich um eine Kutsche. Vereinzelt war das Schnauben der Pferde zu hören, die davor gespannt waren. Die Männer schienen sich unterdessen über irgendetwas zu streiten. Der Wind stand allerdings so ungünstig, dass nur Wortfetzen an Lennox' Ohr drangen.

»Sollen wir warten?«, flüsterte Nea. Doch eine Antwort erübrigte sich, denn in diesem Moment ließen die Män-

ner die Kutsche zurück und betraten das Haus, vor welchem sie gestanden hatten. Für einen Augenblick fiel aus der Tür ein schmaler Lichtstreifen auf das Kopfsteinpflaster, doch dann kehrte wieder die Dunkelheit ein. Urplötzlich herrschte eine bedrückende Stille.

Lennox wandte sich Nea zu. Noch immer hatte er nicht mehr als die Umrisse von der Frau gesehen. Dennoch hatte er längst beschlossen, ihr zu vertrauen.

»Ab hier wird unsere Reise angenehmer«, flüsterte er. Nea starrte ihn an, als hätte sie ihn nicht verstanden. Doch dann schüttelte sie den Kopf. »Du hast nicht wirklich vor, die Kutsche zu stehlen?«

»Warum nicht? Damit kommen wir rasch aus der Stadt.«

»Das ist Selbstmord. Man wird uns sofort verfolgen.«

»Aber wir können viel schneller fliehen.« Ohne noch eine Antwort abzuwarten, löste Lennox sich aus den Schatten. Mit großen Schritten näherte er sich der Kutsche, doch seine Umgebung ließ er dabei nicht aus den Augen. In jeder Sekunde befürchtete er, dass eine Gestalt hervorsprang und sich ihm in den Weg stellte.

»Was habe ich schon zu verlieren?«, flüsterte Nea und folgte ihm.

Unbehelligt erreichte Lennox die Kutsche. Sie wurde von niemandem bewacht. Aus dem Inneren des Gebäudes, in welches die Männer verschwunden waren, erklangen aufgeregte Stimmen. Man schien lautstark über irgendetwas zu diskutieren.

Lennox klopfte sich den letzten Schmutz von der Hose. Dann schwang er sich auf den Kutschbock. Das Gestell schwankte ein wenig unter seinem Gewicht und die beiden Pferde protestierten schnaubend. Lennox drehte

sich um und streckte seinen Arm aus. Dankend griff Nea nach seiner Hand und ließ sich von ihm ebenfalls auf den Kutschbock ziehen. Nebeneinander nahmen sie Platz.

»Ich gehe davon aus, dass du noch nie mit einer Kutsche gefahren bist?«, fragte Nea mit spöttischem Unterton. Lennox schüttelte den Kopf. »Nein. Bis jetzt hat sich mir noch keine Gelegenheit geboten.« Doch schon im nächsten Atemzug griff er mutig nach den Zügeln. Etwas zögerlich zerrte er daran herum. Zu seiner eigenen Überraschung setzte sich die Kutsche augenblicklich in Bewegung. Knirschend rollte sie an. Die Pferde trotteten gemächlich voran und gaben keinen Laut des Klagens mehr von sich.

»Anfängerglück«, kicherte Nea verstohlen.

»Angeborenes Talent«, hielt Lennox grinsend dagegen. Doch dann warf er einen besorgten Blick über die Schulter und hielt nach eventuellen Verfolgern Ausschau. Er befürchtete, dass die Männer aus dem Gebäude stürmten, denn völlig geräuschlos rollte die Kutsche nicht über das Kopfsteinpflaster. Im Gegenteil. Die hölzernen Achsen ächzten bedrohlich, die Räder schepperten über den Stein und das Verdeck flatterte in der Brise, die noch immer durch die Straßen fegte.

Doch niemand war zu erkennen. Die Straße blieb leer. Das Gebäude, in welches die Männer verschwunden waren, verschmolz langsam mit der Dunkelheit. Beruhigt richtete Lennox seinen Blick nach vorne. Wie ein silberner Fluss lag die Straße vor ihm. Einige Abschnitte waren von den Lichtern am Straßenrand ausgeleuchtet, doch der größere Teil lag in unendlichem Schwarz.

»Ich kann nicht glauben, was wir hier gerade machen«, flüsterte Nea so leise, dass Lennox Mühe hatte,

ihre Worte über das ununterbrochene Scheppern der Kutsche hinweg zu verstehen.

»Ich ebenfalls nicht.«

Die Umgebung veränderte sich langsam. Die Häuser, die von den Feuerkörben beleuchtet wurden, wirkten schon bald weniger verfallen und dafür umso einladender. Sie rollten in eine bessere Gegend. Eine Gegend, die Lennox kannte. Das Armutsviertel hingegen ließen sie hinter sich.

Unruhig ließ er seinen Blick schweifen. Hier lebten Menschen, die ihn kannten und sicherlich auch von dem Schicksal wussten, das ihm drohte. Wenn zufälligerweise irgendjemand bei Nacht unterwegs war und ihn erkannte, hatte er bald eine ganze Armee auf den Fersen.

»Wir können noch nicht zu den Stadttoren fahren«, presste er schließlich schweren Herzens hervor, obwohl er sich selbst diese Wahrheit nicht eingestehen wollte.

»Wir müssen einen Umweg nehmen.«

»Weshalb?« Nea klang besorgt.

»Ich habe einen blinden Bruder. Er...« Ein Kloß hatte sich in seinem Hals gebildet, der verhinderte, dass er den Satz beenden konnte.

»Du willst dich von ihm verabschieden?«, fragte Nea mitfühlend. Lennox nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Erst in den vergangenen Minuten war ihm klar geworden, was seine Flucht aus der Stadt tatsächlich bedeutete. Er musste seinen geliebten Bruder zurücklassen, den er in den vergangenen Wintern und Sommern gepflegt und ernährt hatte. Der Junge konnte selbst kein Geld verdienen, denn aufgrund seiner Blindheit gab es keine Arbeit, die er verrichten konnte.

»Ohne mich wird er nun schwer...« Wieder gelang es ihm nicht, die Worte über die Lippen zu bringen. Nea war plötzlich ganz still. Ihr Atem ging rasselnd. Schweigend rollten sie die Straße entlang, bis Lennox die Kutsche vor einer Seitengasse schließlich zum Stehen brachte. Er atmete einmal tief ein. Dann stand er auf.

»Ich bin gleich wieder da.«

Nea griff nach seinem Arm und hielt ihn zurück, bevor er vom Kutschbock springen konnte. Ihr Griff war eisern.

»Er wird Hunger leiden, wenn du dich nicht um ihn kümmerst, habe ich recht?«

Lennox nickte. Er spürte, dass eine Träne über seine Wange lief. Eine Träne, die er eigentlich hatte zurückhalten wollen.

»Können wir ihn nicht mitnehmen? Auf der Kutsche ist Platz für...«

»Mach dir doch nichts vor.« Verzweifelt schüttelte Lennox den Kopf. »Wir werden nicht einfach dem Horizont entgegenrollen können. Man wird uns verfolgen, und wir werden die Kutsche zurücklassen müssen. Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich sehen müsste, dass sie meinen Bruder töten, während wir feige davonlaufen. Und ich bin mir sicher, dass sie ihn gnadenlos...«

»Nicht«, zischte Nea, »sprich es nicht aus.«

»Ich darf ihn in diese Angelegenheit nicht mit hineinziehen. Wenn er in der Stadt bleibt, hat er jedoch eine Chance.«

Der Griff um seinen Arm löste sich. Nea nickte verständnisvoll. Ächzend sprang Lennox von der Kutsche. Als er in die finstere Gasse laufen wollte, hielt Nea ihn erneut auf: »Warte noch einen Moment. Sag deinem Bru-

der, dass er nach Theodora suchen soll, wenn sich ihm keine andere Möglichkeit bietet.«

»Theodora?«, fragte Lennox ungläubig. »Wie soll er diese Theodora deiner Meinung nach jemals finden? Er ist blind, falls du das schon vergessen...«

»Einige Menschen kennen Theodora. Man wird ihm helfen können und er wird zu *Balthasar's Taverne* gelangen. Er soll Theodora sagen, dass er von mir geschickt wurde. Sie wird ihn verstehen.«

Lennox nickte. Dann wirbelte er herum und verschwand in der Gasse. Besorgt sah Nea ihm hinterher. Alles, was sie tat und alles, was sie sagte, erschien ihr auf einmal falsch. Sie wusste nicht, ob sie Lennox tatsächlich vertrauen konnte. Außerdem schwebte sie in tödlicher Gefahr. Für einen Moment überlegte sie, ob sie nach den Zügeln greifen und mit der Kutsche türmen sollte...

Lennox stieß die Tür auf. So oft schon hatte er dieses Haus betreten und sich sofort heimisch gefühlt. Doch in dieser Nacht war alles anders. Der wohlbekannte Geruch, der ihm entgegenslug, erzählte von Trauer und Verzweiflung. Er fühlte sich plötzlich so feige und so erbärmlich. Er ließ seinen blinden Bruder zurück, obwohl er der einzige Mensch war, der ihm helfen konnte.

Schwer atmend betrat er das Haus und ließ für die Dauer weniger Atemzüge das Gefühl von Geborgenheit auf sich wirken. Er verband einige gute, doch noch viel mehr schlimmere Erinnerungen mit seiner Heimat. Doch er wusste, dass er jetzt nicht die Zeit hatte, darüber nachzudenken. Draußen wartete Nea auf ihn, und wenn er nicht zurückkehrte, würde sie fliehen. Es stand ihm nicht zu, ihre Sicherheit zu gefährden.

»Gregor«, rief er mit gedämpfter Stimme. »Gregor, hörst du mich?«

»Lennox? Bist du es?«

Mit flinken Schritten huschte Lennox durch das Zimmer. Er hätte den Weg zu seinem Bruder blind gefunden, und in der schwarzen Nacht erkannte er tatsächlich nicht besonders viel.

»Gregor, ich habe nicht viel Zeit«, erklärte Lennox, als er den Raum erreichte, in dem sich das Bett seines Bruders befand. Undeutlich erkannte er, dass Gregor sich kerzengerade aufgerichtet hatte.

»Ist es wahr, was man erzählt?«, keuchte Gregor, ohne auf Lennox' Worte einzugehen.

»Was meinst du?«

»Sie sagten, dass du zum Tode verurteilt wurdest.«

»Das ist wahr.« Lennox machte eine kurze Pause und überlegte, was er seinem Bruder tatsächlich erzählen sollte. Er entschied sich für eine kurze Zusammenfassung der Wahrheit. »Eigentlich sollte ich bereits am Galgen hängen. Doch ich bin geflohen und nun sucht man nach mir. Ich werde noch in dieser Nacht die Stadt verlassen...«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen?«, unterbrach Gregor ihn. »Du weißt, dass du dort draußen sterben...«

»Vielleicht. Doch ich bin nicht allein.«

Gregor wollte noch etwas sagen, doch Lennox schnitt ihm mit einem harschen »Nein« das Wort ab. »Hör zu, meine Zeit drängt.« Er ging zum Bett seines Bruders und griff zärtlich nach dessen Hand. Die Finger waren warm, doch feucht vom Schweiß. »Du darfst dir um mich keine Sorgen machen. Ich werde das schon schaffen. Außer-

dem soll ich dir sagen, dass du Theodora aufsuchen sollst, wenn du in Schwierigkeiten gerätst.«

»Theodora?«, wiederholte Gregor mit trockener Stimme.

»Sie hält sich in *Balthasar's Taverne* auf, heißt es. Es wird Menschen geben, die wissen, wie du sie finden kannst. Sag ihr, dass Nea dich schickt. Und sag ihr außerdem, dass Nea aus der Stadt fliehen musste.«

»Ich verstehe das alles nicht...«

»Du musst es nicht verstehen. Doch Theodora wird dafür sorgen, dass es dir gut geht.« Er schwieg einen Moment und kaute auf seiner eigenen Unterlippe herum. »Und du solltest wissen, dass es mir unendlich Leid tut, dich zurücklassen zu müssen. Aber es gibt keinen anderen Ausweg.«

Gregor drückte seine Hand. »Ich glaube an dich. Du wirst es schaffen. Bitte versprich mir, dass du am Leben bleiben wirst.«

»Ich verspreche es«, antwortete Lennox, »und ich werde eines Tages zurückkehren. Wir sind Brüder, wir werden uns immer wieder finden. Bitte denk an das, was ich dir gesagt habe.«

Eine einzige Träne perlte an Lennox' Wange herab, als er diese Worte sprach. Dann löste er seine Finger langsam von Gregors Hand.

»Lebe wohl.« Gregors Stimme war so belegt wie niemals zuvor. Es zerriss Lennox das Herz, als er den Abschiedsgruß erwiderte, herumwirbelte und dann mit großen Schritten verschwand. Als er die Tür hinter sich wieder ins Schloss zog, erfüllte ihn eine innere Leere. Er konnte kaum begreifen, dass er in diesen Augenblicken

alles hinter sich ließ. Seine Heimat. Seinen geliebten Bruder. Sein Versprechen, immer für ihn da zu sein.

Doch dann ballte er die Hände zu Fäusten und kehrte zur Hauptstraße zurück. Die Kutsche stand noch genau so vor der Gasse, wie er sie verlassen hatte. Nea saß als schwarzer Schatten auf dem Kutschbock und wirkte beinahe ein wenig erschrocken, als Lennox aus der Dunkelheit trat.

»Er wird deinen Rat befolgen und Theodora aufsuchen«, erklärte er, während er wieder auf die Kutsche kletterte.

»Es muss schwer für dich sein, ihn einfach zurückzulassen.«

Lennox schwieg. Er rüttelte energisch an den Zügeln und die beiden Pferde setzten sich wieder in Bewegung. Die Kutsche rollte über die spärlich beleuchtete Straße. Doch nun wusste Lennox, wo sie sich befanden – und ebenso wusste er, dass sie in wenigen Augenblicken eines der Stadttore erreichen würden.

Während sie über das Kopfsteinpflaster fuhren, verloren sie keine Worte mehr. Es herrschte eine angespannte Stille. Mit unruhigen Blicken musterten sie die Umgebung und suchten nach Anzeichen von Gefahr. Doch die Stadt lag so still, als hätte eine Seuche alle Menschen innerhalb weniger Augenblicke dahingerafft. Der Halbmond, der am Himmel stand, ließ die Dächer der Häuser funkeln und glänzen.

In der Ferne waren schließlich die beiden hohen Wachtürme zu erkennen, die das Stadttor flankierten. Darauf standen Soldaten, bei Tag und bei Nacht. Lennox war sich sehr sicher, dass es auch in dieser Nacht nicht anders sein würde. Da er selbst in der Armee gedient

hatte, war auch er oftmals zum Wachdienst eingeteilt worden. Die Tätigkeit hatte ihm missfallen, denn Müdigkeit und Langeweile waren ein ständiger Begleiter gewesen. Aus dieser Erfahrung heraus war ihm auch bewusst, dass in der Nacht alle Personen, die die Stadt betreten oder verlassen wollten, eingehend gemustert werden sollten. Ihm selbst war in seiner Zeit in der Armee Derartiges nie widerfahren, denn es grenzte an Selbstmord, die Stadtmauern hinter sich zu lassen. Kaum ein Mensch wusste, was in den Weiten der Landschaft wirklich lauerte. Allgemein bekannt waren nur unheimliche Schauermärchen von seltsamen Kreaturen. Doch ob diese Märchen einen wahren Kern beinhalteten, war fraglich.

Schaukelnd erreichten sie das Stadttor. Die Pferde blieben ruckartig stehen, als sie sahen, dass sie nicht weiterkamen. Lennox legte seinen Kopf in den Nacken und blickte hinauf zu den Türmen.

»Ihr wollt die Stadt verlassen?«, erklang eine belustigte Stimme. Auf dem anderen Wachturm lachte jemand lauthals.

»So ist es«, antwortete Lennox ernst.

»Und wie kommt es zu diesem gewagten Unterfangen?«

»Wir sind reisende Händler und möchten unsere Produkte in den umliegenden Städten verkaufen. Die Zeit drängt, denn es handelt sich um verderbliche Ware.«

Wieder erklang ein kehliges Lachen. Die beiden Wachen kicherten eine Weile. Anscheinend hatten sie Alkohol getrunken, um die Langeweile während des Wachdienstes zu vertreiben. Sie machten ihre Scherze darüber, dass tatsächlich jemand die Stadt verlassen

wollte. Doch schließlich öffnete sich das Tor ächzend. Die Pferde setzten sich wieder in Bewegung. Lennox schnaufte erleichtert und auch Neas Körperhaltung entspannte sich merklich. Behäbig rollten sie an den mächtigen Stadtmauern vorbei. Die Stimmen der Wachen verstummten hinter ihnen. Augenblicklich wurde aus dem holprigen Kopfsteinpflaster eine unebene Wiese, auf der die Kutsche sogar noch stärker schaukelte und ächzte. Die Pferde trabten gemächlich voran, sodass sie die Stadt nur langsam hinter sich ließen. Lennox hatte beinahe das Gefühl, auf einem kleinen Boot zu sitzen, das auf den Wellen des pechscharzen Meeres schaukelte. Die Landschaft, durch die sie rollten, war in diesem Moment tatsächlich nichts anderes als eine Ebene aus purer Finsternis.

»Werden sie die Verfolgung wirklich aufnehmen?«, fragte Nea nach einer Weile zögernd. Ihre Stimme war rau.

»Ich denke, dass sie uns bereits suchen. Mittlerweile müssen sie bemerkt haben, dass ihre Kutsche gestohlen wurde...«

»Aber was ist mit dem, was man über das weite Land erzählt? Denkst du, dass sie diese Gefahr auf sich nehmen, nur um uns zu verfolgen?«

Lennox zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hat man uns all die Zeit tatsächlich nur Schauermärchen erzählt. Vielleicht gibt es diesen Schrecken, vor dem wir uns fürchten, gar nicht.«

»Das wage ich zu bezweifeln, denn das hätte längst irgendjemand herausgefunden.«

»Ich weiß es nicht, wirklich. Für den Augenblick sollten wir glücklich sein, dass wir unbehelligt aus der Stadt entkommen sind.«

Nea schwieg wieder. Auch Lennox tauchte in seine eigenen Gedanken ein. Schweigend beobachtete er die schwarzen Schemen und Umrisse, die langsam vorbeizogen. Als er einen Blick über die Schulter warf, stellte er ein wenig erleichtert fest, dass die Stadt noch immer wie eine düstere Wand in der Landschaft lag. Nichts deutete darauf hin, dass dort bereits Aufregung herrschte. Keine Geräusche waren zu hören und keine Lichter zu sehen. Alles wirkte beinahe eine Spur *zu idyllisch*.

»Ich bin müde«, flüsterte Nea schließlich.

»Du kannst ruhig schlafen. Ich werde dafür sorgen, dass wir uns von der Stadt entfernen. Und ich wecke dich, wenn irgendetwas geschieht.«

Die Frau lachte leise in sich hinein. »Warum sollte ich dir vertrauen? Wer sagt mir, dass du mich im Schlaf nicht tötest?«

»Warum sollte ich das tun? Ich bin mit dir bis hier hin geflohen, welchen Grund sollte ich also haben, dich umzubringen?«

»Welchen Grund hattest du, in der Stadt einen Mord zu begehen?«

»Welchen Grund hattest du?«, hielt Lennox grinsend dagegen.

Nea ließ ihren Kopf langsam gegen seine Schulter sinken. Für einen Moment spannte Lennox seinen Körper an, doch dann ließ er die Berührung zu. Ein Lächeln umspielte seine Lippen.

»Erzähl mir etwas über dich«, murmelte Nea so leise, dass er Mühe hatte, sie zu verstehen. »Erzähl mir, wer du bist und was du hier machst...«

»Das ist keine Geschichte, nach der du gut einschlafen könntest.«

»Das macht nichts. Ich möchte nur wissen, welcher Idiot mit mir freiwillig Ragtoras verlässt.«

Lennox lachte leise. Dann überlegte er eine Weile und begann schließlich zu erzählen: »Ich wuchs unter schwierigen Bedingungen auf. Meine Mutter und meinen Bruder habe ich geliebt. Doch mein Vater war ein dreckiges Schwein. Ihn habe ich gehasst.«

»Warum?«, unterbrach Nea ihn. »Was bringt einen Menschen dazu, seinen eigenen Vater zu hassen?«

»Er war ein treuer Untergebener des Statthalters, ein Spitzel und ein Verräter. Er spionierte im Namen des Gesetzes und beschuldigte auch Menschen, die kein Unrecht getan hatten. Doch das war ihm egal, denn für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind, das er verurteilte, erntete er Lob, Anerkennung und viel Geld.«

Nea schnaubte leise. Doch sie sagte nichts.

»Außerdem war er dem Alkohol verfallen«, fuhr Lennox fort. »Wenn er zu Hause war, trank er so viel, bis seine Sinne benebelt waren. Er schlug meine Mutter, er schlug meinen Bruder und er schlug mich. Wir waren Kinder, gerade ein paar Winter alt. Zu oft kam mein Bruder blutend und winselnd zu mir ins Bett gekrochen. Ich werde diesem widerwärtigen Hund niemals verzeihen, was er getan hat.«

Lennox spürte, dass sein Atem schneller und hektischer geworden war. Sein Herz schlug einen wütenden Takt, als er sich wieder an die düsteren Abschnitte seines

Lebens erinnerte. Bildlich sah er seinen Vater vor sich. Ein schlanker, hoch gewachsener Mann mit tiefen Furchen im Gesicht und dunklen Ringen unter den Augen. Die hohen Wangenknochen und die dünnen Lippen, die er immer so fest aufeinander presste, dass sie nur einen schmalen Strich bildeten. Doch am schlimmsten war die eisige Kälte in seinen Augen. Der Hass, den er in jeder Sekunde ausstrahlte, die Bedrohung und die Gefahr. Ingeheim fragte Lennox sich, warum seine Mutter sich jemals in diesen Mann verliebt hatte.

»Eines Tages kam es, wie es kommen musste. Er kehrte mitten in der Nacht nach Hause zurück und war so betrunken, dass er die halbe Einrichtung unseres Hauses zertrümmerte. Als meine Mutter zu ihm stürmte und ihm befahl, er solle aufhören, verlor er völlig die Besinnung. Er prügelte mit einem Schürhaken auf sie ein, während mein Bruder und ich daneben standen, zusehen mussten und nichts tun konnten. Wir mussten mit ansehen, wie er unsere Mutter tötete.«

Vor Lennox´ innerem Auge spielte sich diese Szenerie wieder und wieder ab. Überdeutlich sah er seine Mutter, die ihre Hände schreiend vor das Gesicht hielt. Doch der Schürhaken traf ihren Bauch, dass sie sich krümmte. Lennox´ Vater hielt erst inne, als sie in einer Lache aus ihrem eigenen Blut auf dem Boden lag und keinen Ton mehr von sich gab. Aus zahlreichen Platzwunden in ihrem Schädel sprudelte das Blut und ergoss sich über das Holz, sickerte hinein in die engen Fugen und versiegte erst Tage später vollständig. Aufgeregt ballte Lennox seine Fäuste. Je mehr er über seinen eigenen Vater erzählte, desto wütender wurde er. Und die Bilder wüteten in seinem Kopf so heftig, dass er kaum einen klaren Gedanken

fassen konnte. Mit Tränen in den Augen musterte er die Landschaft, die vor ihm lag. Er rüttelte an den Zügeln und trieb die Pferde auf diese Weise dazu an, schneller zu laufen.

»Das ist so schrecklich«, flüsterte Nea. »So schrecklich und so unvorstellbar. Was muss dein Vater für ein Mensch gewesen sein...«

»Für mich war er niemals ein Mensch. Er war ein Tier, eine Bestie. Eine animalische Kreatur ohne Herz und ohne Hirn. Nicht mehr.«

Für einen Augenblick herrschte angespanntes Schweigen.

»Nachdem er meine Mutter getötet hatte, schmiedeten mein Bruder und ich einen furchtbaren Plan«, fuhr Lennox schließlich stockend fort. »Wir waren uns einig, dass er sterben musste. Obwohl wir noch Kinder waren, waren wir uns unserer Sache sehr sicher. Und als er eines Tages wieder im Rausch vor dem Kamin einschlief, schlichen wir uns an ihn heran. Ich nahm den Schürhaken, mit dem er Mutter erschlagen hatte. Mein Bruder hatte aus der Küche ein Messer entwendet. Und dann schlug ich auf ihn ein.«

Lennox hörte wieder das Knirschen, als die Nase seines Vaters brach und der Knochen tief in seinen Schädel geschlagen wurde.

»Mit blutendem Gesicht sprang er aus seinem Sessel und stieß mich zur Seite. Doch mein Bruder war bereits da und stach mit dem Messer nach ihm. Er schlitzte ihm die Seite auf und schwarzes Blut strömte aus seinem Körper. Vater fiel rücklings in den Kamin, und sein Kopf begann zu brennen. Er schrie und er fluchte, doch dann riss er einen Holzsplitter hervor.«

Lennox hatte Mühe, weiter zu sprechen. Es kostete ihn Überwindung, die Gedanken an diesen schrecklichen Tag wieder aufzurufen. Die Bilder waren nie gestorben, doch er hatte sie lange verdrängt. Nun fielen sie wieder über ihn her, als wäre seit diesen Ereignissen nicht ein einziger Tag verstrichen.

»Ich wollte meinen Bruder noch zur Seite stoßen, doch es war bereits zu spät. Vater schleuderte ihm den brennenden Holzsplitter ins Gesicht. Mein Bruder kreischte. Ich wusste in diesem Augenblick nicht, was geschah. Wie von Sinnen schlug ich auf meinen Vater ein.«

Lennox spürte wieder das Metall in seiner Hand, das sich von den Flammen langsam erwärmte. Er schlug auf den am Boden liegenden Mann ein, bis ihm das Blut entgegenschitzte. Er erinnerte sich, dass vom Kopf seines Vaters schließlich nichts mehr blieb – nichts, als eine blutige Masse, aus der zum Teil verkohlte Knochensplitter ragten.

»Mein Bruder lag am Boden. Als ich mir sicher war, dass ich Vater getötet hatte, drehte ich ihn herum. Sein Gesicht war voller Blut. Und seine Augen... Was war aus seinen Augen geworden...«

»Das glühende Holz hatte ihn im Gesicht getroffen und die Augen versengt«, kombinierte Nea mit bebender Stimme.

»An diesem Tag verlor er sein Augenlicht für immer. Von nun an war er in jeder Sekunde seines Lebens auf mich angewiesen. Ich, sein großer Bruder, war fortan der Mensch, der ihn ernähren sollte und nun feige aus der Stadt flieht.«

»Du darfst dir keine Vorwürfe machen. Es...«

»Ich war zu unvorsichtig. Das Geld, das ich verdiente, reichte nicht, um zwei Menschen zu ernähren. Ich musste stehlen. Doch ich hätte wissen müssen, dass es nicht bis in alle Ewigkeit so funktionieren würde.«

Die Kutsche schaukelte, als sie eine kleine Unebenheit überwand. Lennox starrte ins Leere. Die Pferde schlugen von allein ihren Weg ein. Er musste nicht dafür sorgen, dass sie gehorsam weiterliefen.

»Und was geschah dann? Warum bist du jetzt hier?«

»Man verurteilte mich zum Tod.«

Nea richtete sich neben ihm kerzengerade auf. »Zum Tode verurteilt? Weil du einen *Diebstahl* begangen hast?«

»Mein Bruder und ich haben mit meinem Vater einen treuen Gefolgsmann des Statthalters getötet. Seit jeher waren wir der Oberschicht ein Dorn im Auge. Man suchte förmlich nach einem Grund, uns aus der Welt zu schaffen. Damals allerdings erwies es sich als schwierig. Wir waren Kinder, und zu dieser Zeit war der Statthalter beim Volk sehr unbeliebt. Es gab Gerüchte, die besagten, er habe zahlreiche unschuldige Menschen hinrichten lassen. Sein Ruf war geschädigt. Er konnte nun also nicht auch noch Kinder töten, wenn er das Volk nicht vollends gegen sich aufbringen wollte. Also kamen wir ungestraft davon, doch man ließ anklingen, dass man unser nächstes Vergehen umso härter ahnden würde. Der Diebstahl kam also sehr gelegen, um mich endgültig aus der Welt zu schaffen.«

»Das alles ist völlig abstrus«, stellte Nea kopfschüttelnd fest.

Lennox lachte zur Antwort. Dann beendete er seine Geschichte. Knapp fasste er zusammen, wie er zum Gal-

gen geführt wurde und den Henker mit einem Nagel tötete. Auch den Obdachlosen, den er versehentlich erstach, verschwie er nicht. Es hatte keinen Zweck, die Wahrheit zu verbergen. Zu viel war geschehen, als dass diese Tat noch einen Unterschied machte. Außerdem war Nea der einzige Mensch, dem er in diesem Augenblick vertrauen konnte. Niemand hatte etwas davon, wenn er dieses notdürftige Vertrauensverhältnis durch ein Geflecht aus Lügen ins Wanken brachte.

Als er seine Erzählung beendete, starrte sie zu ihm hinauf, ohne etwas zu erwidern. Ihr Atem ging flach. Sie schien erschüttert.

»Das ist keine schöne Vergangenheit, ich weiß. Doch es ist egal, was nun kommt. Meinen Vater habe ich hinter mir gelassen. Er wird mir und meinem Bruder niemals wieder Leid zufügen.«

»Ihr habt damals das einzig Richtige getan«, keuchte Nea. »Alles, was du bis heute getan hast, war richtig. Du hast gekämpft. Für die Gerechtigkeit. Und du hast die Welt damit ein wenig besser gemacht.«

Lennox lachte in sich hinein. Er teilte ihre Meinung nicht, denn alles, was er erreicht hatte, war die Tatsache, dass sein Bruder blind und er selbst auf der Flucht war. Doch er sprach seine Gedanken nicht laut aus. Stattdessen warf er erneut einen besorgten Blick über die Schulter. Die Stadt war längst nicht mehr zu erkennen. Sie hatten einige Hügelketten überwunden und zahlreiche Büsche passiert, die wie schwarze Gestalten im Nirgendwo lauerten. Die Silhouetten am Horizont waren eins mit der Unendlichkeit geworden. Und trotzdem befürchtete Lennox, das im nächsten Augenblick Reiter auf den Hügelkuppen auftauchten, wütende Befehle brüllten und

unaufhaltsam heranpreschten. Doch vorerst blieb es still. Die Nacht lag wie ein schützendes Tuch aus düsterer Seide über der Landschaft, und selbst der Wind hatte nachgelassen. Nicht einmal die Grashalme rascheln.

»Und welche Geschichte hast du zu erzählen?«, fragte Lennox schließlich. »Was musste geschehen, um dich aus der Stadt zu treiben?«

Nea lachte verbittert. »Zuerst solltest du wissen, dass sich meine Kindheit gänzlich von deiner unterscheidet. Ich habe meine Eltern geliebt.« Sie schluckte schwer. »Sowohl meine Mutter als auch meinen Vater. Und am meisten liebte ich meine Schwester. Doch an viele Momente, die ich mit ihnen verbrachte, kann ich mich kaum erinnern. Die ersten richtigen Erinnerungen an Dinge, die geschahen, beginnen erst, als ich etwa sechs Winter alt war. Es fühlt sich an, als wären diese Zeiten schon seit hundert Ewigkeiten vorüber, und trotzdem sehe ich die Bilder klar und deutlich vor mir. Immer und immer wieder spielt es sich vor meinen Augen ab. Und es folgt mir auch in meinen Träumen.«

»Dann muss es etwas Traumatisches sein«, warf Lennox lahm ein.

»Wir waren auf der Flucht. So wie heute. Ich weiß nicht, warum. Ich kann dir nicht sagen, vor *was* wir flohen. Doch ich weiß, dass wir die Stadt verlassen hatten. Wir waren nicht die einzigen Menschen, die davonliefen. Ich erinnere mich an viele panische Gesichter, an die lauten Schreie. Etwas Schreckliches musste geschehen sein. Doch wir verloren den Anschluss an die Gruppe. Meine Mutter war zum dritten Mal schwanger. Sie konnte nicht so schnell laufen. Also waren wir irgendwann allein. Ganz allein. Doch wir hatten uns und wir spra-

chen uns Mut zu. Ich erinnere mich sehr genau daran, dass mein Vater mir immer sagte, alles würde gut werden. Ich sollte mich nicht fürchten, das sagte er. Und ich glaubte ihm. Natürlich glaubte ich ihm. Ich war noch so jung, und ich wusste nicht, was tatsächlich geschah. Doch ich fragte mich, warum meine Mutter weinte.«

Es kam wieder eine Brise auf. In der Ferne war das Krächzen eines Raben zu hören. Die Kutsche schaukelte weiterhin gemächlich durch die Landschaft. Lennox lehnte sich zurück und lauschte der Geschichte.

»Sie starben. Mutter und Vater wurden aufgeschlitzt von diesen *Wesen*. Es ging so schnell, dass ich es kaum wirklich mitbekam. Männer nahmen mich mit sich. Ich sah meine Schwester. Sie lief davon. Die Männer zerrten mich unterdessen weg von diesem Ort. Sie sagten, sie wollten mir helfen. Und sie brachten mich nach Ragtoras. Doch meine Eltern waren tot. Für immer. Zu diesem Zeitpunkt bereits wusste ich, dass ich sie niemals wiedersehen würde. Was mit meiner Schwester geschehen ist, kann ich bis heute nicht sagen. Doch ich bin mir sehr sicher, dass auch sie...« Ihre Stimme versagte ihr den Dienst. Sie schluckte schwer und starrte dann reglos in den Himmel. Lennox musterte die Konturen ihres Gesichts. Trotzig hatte Nea die Unterlippe nach vorne geschoben, als wollte sie noch immer gegen diese Vergangenheit ankämpfen – sich auflehnen gegen ein Schicksal, das längst geschrieben worden war.

»Ich kam in eine neue Familie«, fuhr sie schließlich fort. »Sie nannten es *Pflegefamilie*, doch tatsächlich handelte es sich um einen ehemals wohlhabenden Mann und dessen Frau, die zeugungsunfähig war. Ich mochte diese Menschen nicht. Schon am allerersten Tag spürte

ich, dass ich sie regelrecht hassen würde. Und meine Vorahnungen bewahrheiteten sich. Ich musste für sie arbeiten, und sie schlugen mich. Meine Kindheit war endgültig vorüber. Lange Zeit ließ ich alles über mich ergehen, doch als ich sechzehn Winter alt war, lief ich davon. Hinein in das Armutsviertel der Stadt. Ich weiß nicht, warum ich das tat. Und schließlich landete ich in *Balthasar´s Taverne*.«

»*Balthasar´s Taverne?*« wiederholte Lennox leise.

»Der Ort, an den du meinen Bruder geschickt hast?«

»Es ist kein guter Ort. Doch dort gibt es einige wenige Menschen mit reinen Herzen. Man nahm mich dort mit Freude auf und man versprach mir, dass ich schon bald mein eigenes Geld verdienen würde. Und man hatte mich nicht belogen. Ich wurde zur Tänzerin erzogen. Erst war ich mit mehreren Mädchen auf der Bühne. Doch schon bald wollten die Männer mehr von mir sehen. Ich trat allein auf, und ich zeigte meinen Körper. Es war keine schöne Arbeit, doch ich konnte ohne Sorgen leben. Dort lernte ich auch Theodora kennen. Sie stand mir in schweren Zeiten bei. Es gibt auf der Welt keinen besseren Menschen als sie, das kannst du mir glauben. Wenn deinem Bruder jemand helfen wird, dann wird sie es sein.«

Lennox nickte.

»Bis zum heutigen Abend lebte ich dieses Leben. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Doch heute... Heute war etwas anders.« Sie machte eine kurze Kunstpause und schnappte nach Luft. Dann räusperte sie sich und fuhr fort: »Eugen, der Sohn des Statthalters, kam in die Taverne. Ein schmieriger, fatter Mann. Ich hasste ihn, als ich ihn zum ersten Mal sah. Nach meinem Auftritt wollte

ich nach Hause gehen, doch er fing mich vor den Türen der Taverne ab. Erst sprach er mir nur Komplimente aus, dann begleitete er mich bis zu meiner Haustür. Ich dachte, dort könnte ich ihn abschütteln, doch ich hatte mich geirrt. Er drängte mich in mein Haus und verlangte, dass ich mich für ihn ausziehe. Doch ich weigerte mich. Auch dann noch, als er mir Geld bot. Also versuchte er es mit Gewalt. Und ich... Ich musste mich wehren. Ich erschlug ihn mit einer Glasflasche.«

Lennox wusste nicht, was er antworten sollte. Seine Gedanken kreisten zwischen Himmel und Hölle. Er überlegte, ob er lachen oder weinen sollte.

»Du hast den Sohn des Statthalters getötet«, presste er schließlich erschöpft hervor. Nur mühsam kamen die Worte über seine Lippen. Nea nickte. Sie sagte nichts mehr. Ihre Geschichte war zu Ende.

»Jetzt verstehe ich, warum du genau in diesem Moment neben mir sitzt. Wir haben beide schreckliche Dinge getan.«

»Und uns verbindet die Tatsache, dass wir beide keine Wahl hatten.«

»Das ist wahr. Doch wir müssen uns jetzt im Klaren darüber sein, dass unser Leben nie wieder das Alte sein wird. Weder deines noch meines.«

»Das wusste ich bereits in dem Moment, als ich Eugens Augen brechen sah. Ich spürte, dass ich etwas Schreckliches getan hatte. Es war als...«

»Als würde dein Leben plötzlich über dir zusammenstürzen«, beendete Lennox ihren Satz. »Du hast gespürt, dass dies der Wendepunkt ist. Wenige Herzschläge, die über deine gesamte Zukunft entscheiden. Ich verstehe, was du fühlst, denn mir geht es genauso.«

Nea ließ ihren Kopf wieder gegen seine Schulter sinken. »Ich bin froh, dass ich gerade mit dir aus Ragtoras fliehen kann.«

Lennox lachte. »Wir kennen uns erst seit so kurzer Zeit. Es ist gefährlich, jemandem sofort zu vertrauen.«

»Ich vertraue dir nicht. Aber ich glaube, dass du die Wahrheit sprichst. Uns verbindet das selbe Schicksal. Der selbe Schrecken. Die selbe Angst.«

Bei dem Wort *Angst* ließ Lennox seinen Blick über das Land schweifen.

»Du sagtest, dass deine Familie von *Wesen* angegriffen wurde. Was genau meintest du damit?«

»Ich kann es kaum noch beschreiben. Diese Bilder sind längst verblasst. Es waren animalische Kreaturen, flink und wendig. Sie hatten Krallen und spitze Zähne, mit denen sie Körper auseinanderrissen.«

»Denkst du, es waren diese Dämonen, vor denen man uns in der Stadt immer gewarnt hat? Meinst du, diese Geschichten sind mehr als nur frei erfundene Märchen?«

»Ich habe nie daran gezweifelt, dass diese Legenden auf Tatsachen beruhen. Es muss irgendwo einen wahren Kern geben. Vieles von dem, was man uns erzählt hat, mag gelogen sein. Doch diese Bestien, diese Wesen, diese Kreaturen... Sie gibt es wirklich.«

Lennox sah sich um. Doch die Landschaft war noch immer verlassen und leer, still und irgendwie seltsam tot. Nichts deutete darauf hin, dass irgendwo diese Bestien lauern konnten, von denen Nea berichtete.

»Wir sollten sehr vorsichtig sein«, sagte er schließlich mit gesenkter Stimme. »Wenn es diese Wesen noch gibt, die damals deine Eltern...« Er verstummte. Auf einmal

erschien es ihm besser, mit Nea nicht mehr darüber zu reden. Sie hatte innerlich die selben, tiefen Wunden davongetragen, unter denen auch er litt. Er teilte ihren Schmerz. Er kannte das niederschmetternde Gefühl, geliebte Menschen zu verlieren. Alte Wunden wollte er jetzt nicht mehr aufreißen. Die Vergangenheit musste ruhen.

Doch all diese Wünsche, allen Schrecken endgültig hinter sich zu lassen, zerstoben von einer Sekunde auf die nächste. Düster und bedrohlich drang ein trockenes Knurren an Lennox´ Ohr.

*Wenn Schatten flüstert, Panik schreit,
Angst und Selbstzweifel gedeiht,
wenn ewig herrscht das nackte Leid,
zerfrisst sie uns – Unendlichkeit.*

Mehr unter midnight.ullstein.de